

Vergißmeinnicht
1909

7 (1909)

Vergiſſmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Trappisten-Mission, Mariannhill, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Übern.

Geſegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
ſind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.
Nr. 7.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Nr. 1,50,
direkt ranco zu-
gelangt; oder von
unsern Befördern
bezogen.

Überzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer die Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk u. Gute an
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergiſſmeinnicht
geſchehen am ein-
fachsten an dem
Abschnitt der
Zahlkarte oder
Postanweisung.

Postzähli-Konto
Nürnberg-Nr. 194.



P. Innocenz auf dem Ritt in die Mission.

Köln a. Rh.
Juli 1909.

Der Reinertrag
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionzwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergiſſmeinnicht
werden an allen
Orten gefucht.

für die Abonnenten
des Vergiſſmeinnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Abteikirche zu
Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergleichmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Abteikirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Heimweh.

War es nicht die heil'ge Sehnsucht,
Wenn ich einsam draußen ging,
Wenn auf Wiesen und im Felde
Gottes Hauch mich leis umfing.

Und wenn ich im Abenddämmern
Heimwärts leitend meinen Schritt
Zu des Himmels Sternenblumen
Aufnah, ging die Sehnsucht mit.

Monde flogen — Dant dir Vater,
Längst schon irag ich dein Gewand.
Und so ich nun alt geworden
Such ich weinend deine Hand.

Denn ein Sehnen ist gebrieben
Und mein Herz will noch mehr Lieb
Und mein Heimweh, ach dies Heimweh . . .
Guter Vater, komm und gieb.

Die Witwenfahne.

Während in Europa die Sitte es übernommen hat, mit dem üblichen Trauerjahr die Zeit des äußeren Schmerzes zu bemessen, mit dem die Witwe den verstorbenen Mann betrauert, machen die Stämme des französischen Kongogebietes nicht die Zeit, sondern den Wind zum Richter ihres Leides. Wenn der Gatte stirbt, hält die Frau vor ihrem Hause eine Fahne an einer langen Stange. Solange der Stoff der Flagge intakt bleibt, darf sie sich nicht verheiraten. In dem Augenblick aber, da der Wind oder der Sturm und Witterungseinflüsse das Tuch ein wenig zerfasert, gewinnt sie das Recht, einem anderen Manne die Hand zum neuen Bund zu reichen. Für die Eingeborenen gibt sich in dem Schicksal der Flagge der Wille der Götter und und nie hat man es erlebt, daß eine allzu Verliebte es gewagt hätte, der natürlichen Zerstörung der Fahne nachzuhelfen. Furchtbare Strafen wären ihr Los. Nicht selten fügt es das Schicksal, daß ein frischer Sturmwind bereits in der ersten Trauernacht die neue Fahne zerfetzt; dann ist der Götter Wille, daß sie, ohne dem Toten nachzutrauern, über ihre Zukunft entscheidet. Andere dagegen finden im Wind und im Sturme keine Bundesgenossen und müssen oft jahrelang „trauern“, ehe die Fahne den ersten Riß zeigt.

Unsere Kafferkapelle.

Unsere Leier haben wohl schon eine Zigeunerkapelle oder auch von den Bremer Stadtmusikanten gehört. Wenn das Kind nur einen fremden Namen hat, dann ist es gewiß ein Wunderkind. Nun, in diesen Zeilen ist von einer leibhaftigen Kafferkapelle die Rede, wenigstens bilden Krausköpige Kafferbaben das größte Kontingent derselben. Es ist schon einige Zeit her, als wir im Vergleichmeinnicht um alte Instrumente batzen. Der Bittrus sand Widerhall in den alten Trompeten, Bassen und Pauken, die hier und dort auf staubigen Dachböden und in Kumpelställchen zu einem poesielosen Stilleben verurteilt waren, und als ihre alten Besitzer mit den Füßen daran stießen und sie ans Tageslicht zogen, da knurrte, brummte und stöhnte es in den rostigen Gefellen, als ob sie aus langem Traum erwachten; sie erinnerten sich ihrer glänzenden polierten Jugendzeit, sie schüttelten so gut es ging, sich den Rost etwas vom Leibe und machten sich auf die Reise nach Südafrika. Da sammelten sich nun in Mariannhill die alten Veteranen aus allen Gegenenden Deutschlands und Österreichs auf einen Haufen, so gut oder schlecht ihre verschiedenen Tonarten auch

zusammen passen mochten. Da gibt es MB- und SB-Instrumente, F-Bass und B-Bass, C, B und E-Klarinetten; auch ein Dudelsack brummt dazwischen. Es wäre aber zwecks besserer Stimmung für uns wünschenswert, daß wir mehr MB-Instrumente hätten, da die Knaben den Ton der anderen Instrumente nicht so leicht kontrollieren können. Vielleicht hat manch pensionierter Musitante von der blauen Donau oder vom Rhein, Main oder Neckar, oder wo sonst in schönen deutschen Gauen der edlen Musita gepflegt wird, in irgend einer Ecke MB-Instrumente aufgängen herumliegen. Sollten dieselben auch im Kampf ums Dasein einige Beulen davongetragen haben oder etwas rostig vor Alter geworden sein — sie sind willkommen, und unsere schwarzen Buben greifen darnach.

Von kleinen Anfängen ist unsere Kapelle seit einem halben Jahre zu etwa 45 Köpfen angewachsen; 25 gehören der eigentlichen Musitbande an, 20 dem Trommelscorps. Märsche, Lieder und Hymnen werden jetzt schon mit ziemlicher Fertigkeit gespielt. Als vor ein paar Monaten Lord Selborne, der damalige Botschafter von Südafrika in Mariannhill auf Besuch war, da mußten unsere Schulbaben an der Klosterpforte beim Empfang vor ihm aufspielen. Spielten sie auch nicht wie eine Militärkapelle, so war der Fall doch ein Unikum, es war die erste Kafferkapelle. Wird jetzt ein Schulbube begraben, so geben seine Mitschüler unter den Klängen eines Trauermärches ihm das letzte Geleite. Auf dem Heimwege blasen die Trompeten dann: „Ich hatt' einen Kameraden“, sie schmettern es so laut, weil sie gewohnt Heimatlängen ihre Stimme leihen. Alles das ist nun kein überflüssiger Luxus; denn wie nach der griechischen Sage Orpheus' Leier die Tore der Unterwelt öffnete, so schließt auch dem Kaffer, diesem Naturlinde die Musik ein unbekanntes Reich auf — eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenswelt, die ihn sonst umgibt, und in die der Kaffer so arg, ach so arg und so leicht nach der verführerischen Seite hin versinkt. Aber die Musik weckt auch in ihm ein Sehnen wie nach dem verlorenen Paradiese, eine Ahnung nach dem Unendlichen. Liebe und Wehmut ertönen in holden Stimmen. Freilich bedarf es zur Erzielung dieser edleren Wirkungen auf das Gemüt noch vieler Übung und Mäßigung. Vorerst möchten unsere kleinen pausbackigen Bläser an Lungenkraft es jenem verhexten Kerl im Kindermärchen nachmachen, der sechs Windmühlen durch den Hauch seines Mundes in Bewegung setzte, und wenn in solch läblichem Bestreben das ganze Ungewitter von Pauken, Trommeln, Becken, Posaunen, Trompeten und Hörnern wie eine Hermannsschlacht losbricht, so schwelgt

das Herz in Seligkeit, und es fährt unseren Buben und Mädels nach Negerart so in die Glieder, daß sie hüpfen und springen müssen.

Unsere Buben lernen verhältnismäßig rasch ihre Instrumente handhaben, namentlich wenn sie bereits anderweits, z. B. im Orgelspiel musikalisch sich geübt haben. So erhielt z. B. unser Georg Gwala kurz vor Weihnachten seine Klarinette. Zwei Tage später spielte er bereits: „Heilige Nacht 2c.“ Manche Buben haben außergewöhnliches Talent, z. B. unser John Paris, der seine Trompete ebenso meistert, wie seine Rollen in den kleinen dramatischen Aufführungen, sei es nun, daß er als schneidiger Kapitän, oder kleines Teufelchen, oder auch als Schlemil vom Leder zieht, welch letztere Rolle er den Kappstadter Juden abgelauscht hat. Posaunenbläser ist unser Henry Mtwa, seit 8 Jahren schwarzer Lehrer bei uns. Ein Protestant von Bafutoland, der aus Johannesburg hierhergekommen ist, um katholisch zu werden und das ehrsame Steinhauerhandwerk zu erlernen, bläst den großen Baf. Georg Gwala, ein pausbäckiges Kafferbübchen, schmettert obgleich erst 9 Jahre alt, schon kräftig in die Trompete. Wenn er auf seinem Instrumente übt, so pflegt er sich hinter eine Hecke oder auf einen einsamen Pfad zu schleichen, damit ihn ja niemand stümpern höre, so lange er sein Stück noch nicht fix herunterbläst. Diese Methode besetzen viele Knaben; andere wie die Klarinettbläser üben im Gebüsch.

Wenn nun auch die meisten unserer angehenden Musizanten Kafferbuben sind, so rekrutiert sich doch

die Minderheit aus allen Weltgegenden. Da steht der freiheitliebende Bafuto neben dem lustigen Capeboy, der echte stolze Sulu neben dem eingewanderten lebensamen indischen Kuli. Ein Franzosenabkömmling von



Die Kafferkapelle in Mariannhill, rechts die Musikkapelle, links die Trommler und Pfeifer.

der Insel Mauritius konkurriert mit einem Bastardportugiesen und der wachechte Sohn eines Kafferhauptlings mit einem geriebenen Transvaalmischling aus Johannesburg. Dieses Völkergemisch ist in Mariannhill ebenso zusammengewandert wie die In-

strumente, die gespielt werden, aus allen deutschen Gauen. Alle diese so verschiedenen gearteten Elemente sind nun von unserem rührigen Kapellmeister P. Thomas, einem Deutsch-Amerikaner, zu einem einheitlichen Ensemble zusammengeschweißt worden, dessen jugendliche Mitglieder nun ihre künstlerischen Schwingen entfalten sollen. Kurz ein guter Anfang ist gemacht.

Unsere Wohltäter bitten wir nun, nach alten Instrumenten aller Sorten zu fahnden und an unsere Prokuratur nach Würzburg, Reibeltsgasse 10 zu senden. Zweifellos gibt die musikalische Betätigung unserer Buben unserer Mission auch Ansehen bei den alten ehrenwürdigen Käffernweiszäherten und bringt den Schulen Zuwachs, denn die Heiden werden von jöch äußerem Dingen stark beeinflußt. Nicht zu unterschätzen ist endlich, daß, wenn die Buben in ihrer freien Zeit mit Lust und Liebe musikalischer Ausbildung obliegen, sie von manchen schlimmen Dingen in den so gefährlichen Jugendjahren abgelenkt werden.

Wir statten nun zum Schluß unseren Wohltätern für alles, was sie schon getan haben und zum voraus für das, was sie noch tun werden in unserer und in unserer Böglings Namen aufrichtigen und herzlichen Dank ab, auch all denen, die uns Partituren von Liedern, leichten Ouvertüren und Trauermärchen und besonders von Prozessionsmärchen für Fronleichnam zukommen lassen.

Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennet.

Von Rev. P. Erasmus Hörner.

St. Michael. — Mitte Sept. v. J. besuchte ich meiner Gewohnheit gemäß die Neubelehrten in Springvale. Ich pflege bei diesem Anlaß dort Beichte zu hören und die hl. Kommunion zu spenden, lese am Morgen die hl. Messe und erteile darnach christlichen Unterricht. Aus diesem Grunde treffe ich immer schon am Vorabend in Springvale ein und übernachte in dem Hause einer braven christlichen Familie. Der Name des Haussvaters ist Quadratus; er hat seine Mutter und Geschwister bei sich, alle sind schon getauft.

Während ich mich nun mit den guten Leutchen am Abend etwas unterhielt, bemerkte ich neben der Feuerstelle eine ganz in Decken eingehüllte Gestalt, die einer Mumie nicht unähnlich sah. Auf die Frage, wer das wäre, erwiderte die Mutter, das sei ihr armer Sohn „Kehlane“, der Bruder des Quadratus. Er sei schon längere Zeit bedenklich krank, und es werde mit ihm von Tag zu Tag schlimmer; seit 3—4 Tagen habe er nicht das Geringste mehr genossen. Sie bat mich, ihn doch zu tauzen, da man allgemein befürchte, er möchte eines Tages schnell ohne die hl. Taufe dahinstorben.

Erstaunt fragte ich, wie es denn komme, daß Kehlane allein noch nicht getauft sei, da doch alle übrigen aus der Familie bereits Christen wären? Da sagte man mir, Kehlane habe seither die Schule zu St. Michael besucht, schon als kleiner Junge, kurz nach Eröffnung der dortigen Boardingschule, sei er daselbst eingetreten, habe auch manches Jährchen dort zugebracht, sei aber nie zur hl. Taufe gekommen, denn er habe einen so harten, dicken Kopf, daß fast nichts in ihn hineingehen und noch weniger darin bleiben

wolle. Zuletzt habe man ihn als geisteschwach erklärt und ihn seine Wege gehen lassen.

Das alles weckte mein Interesse für den armen Burschen in hohem Grade. Ich fragte weiter, ob er von Kindheit an immer so gewesen sei? Die Antwort war: „O nein! Im Gegenteil, Kehlane war früher ein ungemein frischer und geweckter Knabe. Einmal übte er sich mit einem andern Jungen im UKULWA (Stockfechten); er parierte einen Hieb schlecht, und der Stock des Gegners traf ihn mit solcher Wucht, daß er sofort umfiel und längere Zeit bewußtlos liegen blieb. Nachdem er sich wieder erholt hatte, klagte er über heftige Kopfschmerzen und war von da an immer leidend. All seine Frische und Lebendigkeit war dahin, er wurde leutsch, saß bald da, bald dort an einem stillen, einsamen Ort und stierte verständnislos ins Blaue. Der vorher so hoffnungsvolle Knabe war nun ein armer Idiot und rein zu nichts mehr zu gebrauchen. Mitunter suchte er Arbeit bei einem Farmer, wurde aber wegen seines ungeschickten Wesens regelmäßig schon nach kurzer Zeit als isilima (Schwachkopf) wieder fortgeschickt.

So trieb er sich abwechselnd bald da, bald dort herum. Heute war er im elterlichen Kraal, morgen bei Verwandten, dann wieder bei einem Freunde oder bei guten Bekannten u. s. f. Er tat niemand was zuleide und war bezüglich der Kost außerst genügsam; manchen Tag aß er gar nichts. Man schrieb das seinem leidenden Zustand und seiner Stumpfsemmigkeit zu, und drang nicht weiter in ihn. Er war offenbar ein armer, geschlagener Mensch, und jedermann mußte Erbarmen und Mitleid mit ihm haben. Er selbst fand sich allmählich recht gut in seine Lage hinein. Er brauchte nichts zu arbeiten, konnte herumlungern, wo er wollte, hatte dabei sein gutes Auskommen und den stillen, ungestörten Frieden. Wohl wollte es der leidige Zufall, daß sich die Hühnerställe immer mehr lichteten, wo er gerade war, und daß fast kein Ei mehr zu finden war, doch das war leicht erklärlich; da gab es Schlangen, Kästen, Wieseln und Kaimans genug, die alles unsicher machten; auf den harmlosen, im Essen so sehr genügsamen Idioten fiel kein Verdacht.

Heute nun führte mich das Schicksal zum erstenmal mit ihm zusammen. Da lag er regungslos am Boden und hatte die Decke über den Kopf gezogen. Es drängte mich, den Patienten einmal näher anzusehen. Ich trat also hinzu, rüttelte ihn ein wenig, zog ihm die Decke vom Gesicht und richtete ihn auf. Der arme Junge machte ein unzähig dummes und trauriges Gesicht; doch als ich mit ihm zu reden begann, glaubte ich doch in seinen Augen zuweilen ein eigentliches Leuchten, und um am seine Mundwinkel ein Zucken zu bemerken, als säße ihm trotz allem und allem doch der Schall im Nacken. Ich prüfte ihn auf seine religiösen Kenntnisse und fand, daß er alles zur Taufe Notwendige und noch etwas darüber wußte. Wohl waren seine Antworten oft etwas unklar und verworren, allein zuletzt kam er doch auf das Richtige; er wußte von Gott und den drei göttlichen Personen, von Jesus Christus, von Himmel und Hölle und kannte den Unterschied von Gut und Böse. Daß er selbst trotz seiner 24 bis 26 Jahre nie die geringste Sünde begangen hatte, verschlug nichts, denn in diesem Stück sind alle Käffern rein und makellos; nur das eine gab er schließlich zu, daß er Sünden habe, die er bereuen müsse. Doch wußte er keine einzelne namhaft zu machen. Zuletzt bat er mich mit aufgehobenen Händen um die heilige Taufe. Ach, er war

so stark, hatte schon seit drei Tagen nicht mehr das Geringste gegessen.... und wenn er nun ohne Taufe hinwegsterben müßte! — Mutter, Brüder und Schwestern stimmten in seine Bitte mit ein, alles bestärkte mich, den armen Kranken doch schmunzig zu tauften. Ich aber wollte mir die Sache noch etwas überlegen und versprach, morgen früh den Bescheid zu geben.

Hierauf verließ ich die Hütte, bat Bruder Marianus, der mich begleitet hatte, den Kranken noch weiter zu unterrichten und begab mich sodann in die runde Hütte, die vorläufig zugleich als Notkapelle dienen müßte. Inzwischen hatte unser schwarzer Knecht schon zwei Strohsäcke herbeigeschleppt und je zwei Decken darüber gebreitet. Damit war unser Nachtlager fertig. Bruder Marianus kam nach einem halben

Jammergestalt knielt er am Boden und hat noch immer nichts gegessen. Nochmals legt alles Fürbitte für ihn ein, ich möchte doch den armen, sterbenskranken Menschen tauften; wer weiß, ob ich ihn bei meinem nächsten Besuch nochmals lebend treffen werde, jetzt aber sei ich da und könne ihm helfen. Ich ließ mich röhren und versprach, ihn sogleich nach der hl. Messe und dem darauffolgenden Unterricht zu tauften. Dann ging ich wieder in meinen „Dom“, um verschiedene Beichten zu hören.

Gegen 10 Uhr war alles: hl. Messe, Kommunion, Predigt usw. fertig; es mochten etwa 45 Personen (meist Christen) dem Gottesdienst beigewohnt haben. Nun folgte die Taufe des Kehlans. Zu meinem Erstaunen stand er auf, kam, ohne daß ihn jemand zu halten oder zu führen brauchte, in die Kapelle her-



Christliche Kinder vor der Hütte bei der Mahlzeit.

Stündchen zurück, wir nahmen einen kleinen Imbiss, beteten unser Abendgebet und warfen uns dann in Morpheus Arme. Es schloß sich in der armen Hütte nach den Arbeiten des ganzen Tages vortrefflich.

Als echte Trappisten waren wir am nächsten Morgen bald wieder auf den Beinen und beteten unser Brevier. Dann wurden von dienstbaren Geistern rasch die Decken und Strohsäcke hinausgeschafft, und unsere arme Strohhütte verwandelte sich im Handumdrehen in eine für die hiesigen Verhältnisse ganz anständige Kapelle. Ein kleiner Tisch wird an die Wand gerückt, darauf wird ein Altarstein gelegt, über das Ganze kommen die erforderlichen Altardecken; rückwärts ist ein tabernakelähnlicher Aufsatz, darauf kommt ein Kruzifix zu stehen, rechts und links davon zwei Leuchter mit Kerzen, zum Schmuck noch ein paar künstliche Blumensträuße und einige Bilder — und die Kathedrale von Springvale ist fertig! —

Nun noch ein Blick nach meinem Kranken. Der sieht heute noch elender her als gestern, als eine wahre

über und hielt sich überhaupt die ganze lange Zeremonie hindurch recht tapfer. Da am genannten Tage (16 September) gerade das Fest des hl. Cornelius war, taufte ich meinen guten Täufling auf diesen Namen. War er auch gerade kein Hauptmann, so war er doch ein Heide, und ich bin überzeugt, daß der große Heilige im Himmel seinen neuen Schützling auf Erden in Gnaden angenommen. Unser Cornelius lebte neu auf, zeigte die fröhlichste Festtagsstimmung und bedankte sich zum Schlusse herzlichst für die hl. Taufe. Eine Stunde später nahm ich Abschied und ritt wieder meiner Missionsstation zu. Das war also, wie gesagt, am 16. September 1908.

Acht Tage später, wer kommt da über die Berge, durch den Fluß, den Hügel herauf zu uns auf die Missionsstation nach St. Michael? Cornelius ist es, der noch nicht gestorben, und der allem Anschein nach damit noch lange warten wird! Ja, er ist es lebhaftig; er schreitet auf mich zu und erklärt: „Hier bin ich! Ich bin jetzt Christ, von dir eigenhändig

getauft und gehöre nun ganz dir! Hier bleibe ich, um weiter zu lernen!" — Da hast du nun die Bescherung!

Alles Argumentieren und Doltrinieren half da nichts; Cornelius war nun einmal da und blieb da, und mit ihm vereinigten sich Mutter, Brüder, Schwestern und Anverwandte und überboten sich förmlich in Lobeserhebungen auf meine Güte, Liebe und Vaterhuld. Ich sei so gut gegen ihren Sohn und Bruder geweisen und habe ihn zum Kinde Gottes gemacht, und Cornelius seinerseits hänge nun mit solcher Liebe und solchem Vertrauen an mir, daß sie ihn einfach nicht mehr länger zu Hause hätten halten können. Trotz ihres Sträubens sei er fort, um bei mir im Umuji (der Missionsstation) zu wohnen und den geliebten Baba immer vor Augen zu haben... Kurz, des Dankes und Lobes war kein Ende. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel, denn ich kannte meine Pappeneheimer.

Woche um Woche verstrich. Cornelius hielt sich wacker. Allerdings übte man auch große Nachsicht gegen ihn, war er doch ein armer, schwachsinniger Junge und obendrein immer leidend und kränklich. Auch hier auf der Station ob er mitunter tagelang fast gar nichts. Man wunderte sich nur, wie er das aushalten konnte. Den Kindern gab der bibelfundige Mann zuweilen die rätselhafte Andeutung: „Nginkudhla okumnandi eningakwaziyo nina, ich habe eine feine Speise, die ihr nicht kennet.“ Was meinte er wohl damit? Aus ihm selbst war nichts weiteres herauszubringen. Er hielt sich auch in allem sehr zurück und war am liebsten allein, denn er genügte sich selbst; höchstens daß er manchmal mit einem kleinen Jungen spurlos verschwand, besonders, wenn es gerade zur Arbeit ging. Dies setzte zuerst leichten und später ernstlichen Tadel ab. Er solle die Jungen in Ruhe lassen, hieß es, und mit den anderen zur Arbeit gehen; könne er auch wegen seiner Schwäche nicht viel tun, so sei es doch besser, mit den übrigen zu gehen, als einsam herumzulungern. Das war ihm nun eine harte Buße, doch er fügte sich. —

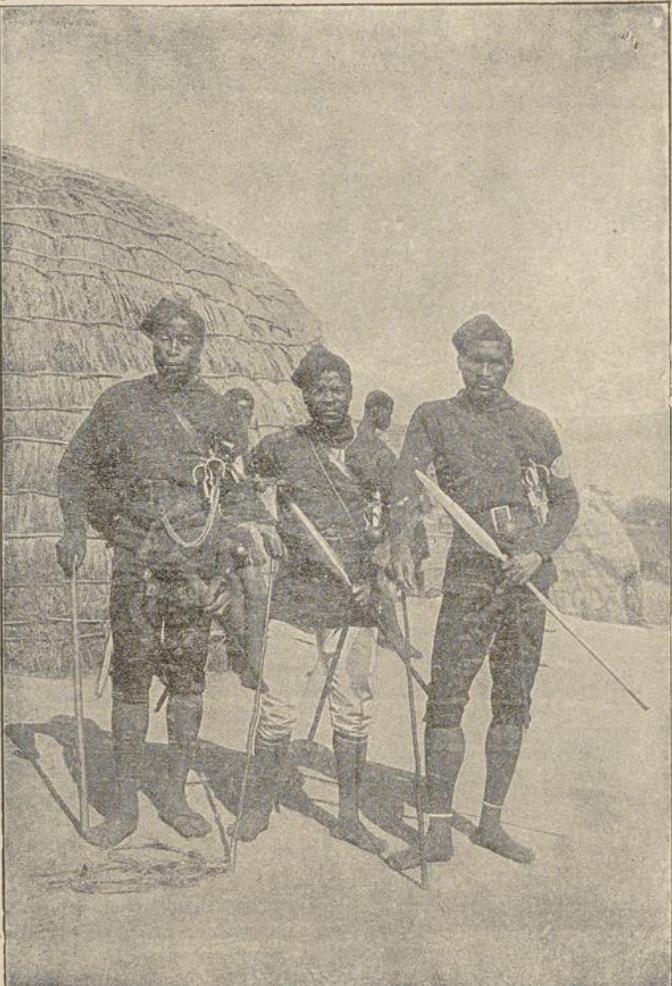
Kurz vor Weihnachten 1908 wurde in unsern Hühnerstalle eingebrochen. Das Drahtgitter war durch-

geschnitten, der Dieb war offenbar durch dieöffnung getrochen und hatte gerade einige der besten und fettesten Hühner mit sich genommen. Da gab's nun am nächsten Morgen Jammer und Klage! Die mit der Hühnerzucht betraute Schwester klagte ihr Leid dem Bruder Schaffner, dieser meldete es mir. Wir eilten an den Ort des Frevels, um persönlich alles in Augenschein zu nehmen. Die allgemeine Ansicht war: Das kann nur ein mit den Lokalverhältnissen genan Vertrauter gewesen sein; vielleicht einer unserer schwarzen Arbeiter oder ein ehemaliger entlaufener Schuljunge. Doch es blieb beim bloßen Raten und Vermuten, eine Gewissheit gab es nicht.

Seit der Zeit machte Br. Medard, unser Schaffner, nächtlicher Weile öfters die Runde um die Station, um den etwa wiederkehrenden Dieb zu erwischen. Ich selbst schaute ebenfalls zuweilen nach, doch es war alles mäuschenstill. —

Vier Tage später kommt die Schwester neuerdings mit der Hiobspost: „Es wurde schon wieder im Stalle eingebrochen und eine Anzahl Hühner gestohlen! Abermals war das Drahtgitter zerschnitten, und es stieg in uns die Vermutung auf, der Dieb müsse noch einen Kompagnon haben, denn allein konnte er mit seinen Hühnerdiebstählen so schnell und leise doch nicht fertig werden. Nun machten auch wir Ernst; wir mußten der Sache um jeden Preis auf die Spur kommen!

Bruder Medard und Bruder Marianus schafften nach Einbruch der Nacht still und ungesiehen einen Stuhl, ein paar Decken, Stricke und Stecken ins Hühnerhaus, schlossen sich gegen 9 Uhr daselbst ein und hielten in den beiden Ecken Wache. Richtig, zwischen 10 und 11 Uhr Nachts wird etwas hörbar: es nahen leise Schritte; der Mann ist jedenfalls barfuß... Unser beiden Wächter horchen und lauschen mit angehaltenem Atem. Wie ihnen das Herz pocht und die Adern anschwellen! Die Späherritte kommen näher und näher... Da: trach, trach — ein scharies Instrument fährt über das Drahtgeflecht und schneidet es entzwei. Einen Augenblick später schlüpft eine schwarze Gestalt durchs Loch, eilt im Nu unter die Hühner-



Kaffernpolizei in Natal.

stangen und dreht mit geübter Hand, ehe man sich's verzieht, zwei bis drei Hühnern den Hals um, ohne daß auch nur eines der Tiere einen Laut von sich gibt. Flugs wandert die Beute in eine vor der Tür stehende Kiste, — doch im gleichen Moment packen zwei, vier Hände den obgefeinten Dieb am Kragen und lassen ihn nicht mehr los. Der ist vor Schreck wie aus den Wolken gefallen, er röhrt und biegt sich nicht, obwohl es allmählich von rechts und links Püsse, Stoße und Schläge auf ihn regnet. Man führt den Schuldigen heraus zu mir, und da zeigt es sich nun, daß der alte, raffinierte Hühnerdieb kein anderer ist, als der schöne Cornelius, der stumpfsinnige Junge, der kaum aufzählen und schon so lange vor lauter Schwäche und Elend fast nichts essen kann! —

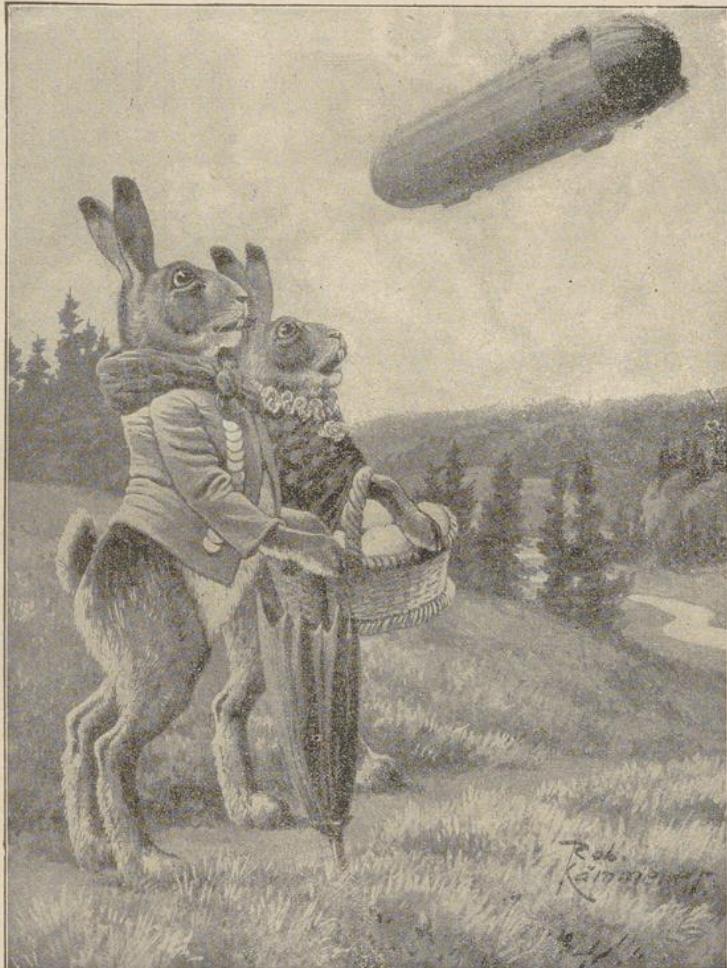
Da stand er nun vor mir der alternde Sünder, und zitterte wie ein Espenlaub. Zeugniß formte er nicht, denn man hatte ihn auf frischer Tat ertappt. Nun sollte er noch seinen Spielleben nennen, dem er die erwürgten Hühner hinausgereicht hatte und der mit einem Kästchen vor dem Hühnerstalle gestanden. Nach einigem Zögern namm er einen gewissen Pinini. Der kleine Schlingel hatte sich, als er merkte, daß man den Cornelius am Kragen habe, schleunigst aus dem Staube gemacht, war wieder dem Knabenschlafsaal zugeeilt und in sein Bett gefrochen. Ich gab Befehl, ihn sofort zu holen. Der aber schloß so fest, daß er kaum zu erwecken war! Doch es holt alles nichts, er mußte heraus, und man führte ihn im Nachtkostüm vor's Gericht. Eine Weile suchte er den Unschuldigen zu spielen, dann aber senkte er ein und rückte nach, und nach mit der Wahrheit heraus. Bald wußte ich alles; das war mir für heute genug, die Entscheidung sollte morgen kommen.

Welch' ein Staunen bei unseren Schuljungen, als es ruchbar wurde, welch' seine Speise Cornelius zu essen hatte, sodaß er tagelang jede andere verschmähte. Für den Spott hatte er wahrlich nicht zu sorgen. Ich mußte schließlich dagegen einschreiten und den Kindern verbieten, in Zukunft darüber zu reden. Mein Strafmaß gegen die beiden Schuldigen fiel ziemlich gnädig aus, da sie aufrichtige Reue zeigten und Besserung versprachen. Bis jetzt haben sie sich auch gut gehalten, und wir wollen hoffen, daß ver gute Wille anhält.

Heranbildung schwarzer Lehrer.

In katholischen Missionsschriften wird vielfach auf die Notwendigkeit hingewiesen, auch in den Heidenländern einen einheimischen Clerus heranzubilden, da außerdem das Befehlungswerk weder allgemein durchgeführt, noch hinlänglich gesichert werden könnte. Tatsächlich wurden auch schon verschiedene

Versuche hierin gemacht, und zwar in manchen Ländern, wie in China und Japan, mit recht erfreulichem Erfolge. Im allgemeinen aber muß man, zumal was die Negrostämmen anbelangt, sagen: wahre Berufe sind selten; und es ist nicht leicht, schwarze Knaben und Jünglinge zu finden, die, nicht nur was geistige Veranlagung, sondern namentlich was sittlichen Ernst und Charakterfestigkeit anbelangt, hinreichende Garantien bieten, daß sie auf die Dauer all' den vielen und großen Gefahren gewachsen sein werden, die im späteren



Das Wundertier. „Zeppelins Luftballon“.

Priester- und Missionssleben unausbleiblich an sie herantreten werden.

Viel leichter dagegen ist es, schwarze Lehrer heranzubilden. Die Anforderungen sind hier nicht so hoch; in wenigen Jahren hat er seine Vorstudien gemacht, später kann er heiraten, denn ihn bindet kein Jölibat, und sollte er mit der Zeit die Freude an seinem Berufe verlieren, so steht ihm manch' anderer Stand offen, was beim katholischen Priester alles nicht der Fall ist.

Schwarze Lehrer sind uns dringend notwendig. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl unserer Schulen; zu den bisherigen Missionssstationen kamen im letzten Jahre allein 4 bis 5 neue hinzu, und um die alten

Missionszentren bilden sich allmählich ein ganzer Ring größerer und kleinerer Außenposten, die, falls sie ihren Zweck erfüllen sollen, eigene Schulen haben müssen. Dazu kommt die Konkurrenz mit den vielen protestantischen Säulen, die uns leider in diesem Stücke weit voraus sind. Die Protestanten haben für die schwarzen Lehramtskandidaten eine ganze Reihe, zum Teil recht bedeutender Bildungsanstalten, während hierin die Katholiken auf Marianhill allein angewiesen sind. Allerdings sind sie etwa 50 Jahre länger im Land als wir und verfügen über bedeutende Geldmittel, aber auch ihre Energie und Schaffenskraft verdient volle Anerkennung. Sollen nun wir Katholiken in einer so überaus wichtigen Sache dauernd hinter den andern zurückstehen? Oder ist es nicht unsere heiligste Pflicht, auch unserseits alles zu tun, was nur immer in unseren Kräften liegt?

Leider stoßen wir nun aber in der Ausführung unseres Planes auf mannigfache Schwierigkeiten. Ich will nicht reden von den Anforderungen, die in intellektueller Beziehung von den Lehramtskandidaten, auch den schwarzen, gefordert werden. Die englische Regierung geht hierin ziemlich weit, und man vergeisse nicht, daß die Schüler in Südafrika neben der Muttersprache auch die englische vollständig beherrschen müssen. Auch die Prüfungen sind streng und nichts weniger als bloße Formalitäten. So verworben sich z. B. bei der Lehrerprüfung, die im Dezember 1908 in zehn verschiedenen Zentren abgehalten wurden, 14 Aspiranten um das I Class Certificate; sechs bestanden das Examen, acht fielen durch. Beim II Class Certificate reüssierten von 58 nur 16, beim dritten von 165 bloß 57. Doch, wie gesagt, über diese Schwierigkeit hoffen wir hinwegzukommen. Mehr Sorge macht uns dagegen der Mangel an materiellen Mitteln.

Die Zeit für die Ausbildung der Lehramtskandidaten ist auf drei Jahre festgesetzt. Durchschnittlich haben sie pro Jahr, ohne Berechnung der Kleider, 8 Pfund Sterling (160 Mark), also im ganzen 480 Mark zu zahlen. Woher sollen aber die meisten dieses Geld nehmen? Die Eltern sind vielfach arm, zählen selbst noch zu den Neubekhrten oder sind gar noch Heiden und bringen deshalb einer höheren Ausbildung ihrer Kinder nur wenig Interesse entgegen. Anders bei den Protestanten; viele von ihnen sind schon Jahrzehnte lang Christen, besitzen hinreichende Mittel und bringen gern die nötigen materiellen Opfer, um ihren Kindern eine bessere Ausbildung zu sichern.

Noch mehr: für gewöhnlich gehen die kaffrischen Burschen in die südafrikanischen Städte oder in die Goldfelder Transvaals und verdienen sich dort das nötige Geld, um später einen eigenen Herd zu gründen. Der Lehramtskandidat kann dies natürlich nicht, im Gegenteil, er hat statt Einnahmen nur Auslagen und ist daher in der Regel genötigt, während seiner Studienzeit Schulden zu machen. Betont er dann im günstigsten Fall mit 18 Jahren eine kleine Anstellung — früher wird er von der englischen Regierung nicht zugelassen — so ist sein Anfangsgehalt ein äußerst bescheidener; und dennoch soll er sich damit erhalten, seine Schulden bezahlen und obendrein für den Vater seiner künftigen Frau 10 bis 15 Ochsen verdienen, die, das Stück zum landesüblichen Preis von 8 Pfund Sterling (160 Mark) berechnet, einen Wert von 1600 bis 2400 Mark repräsentieren. Das ist für ihn einfach ein Ding der Unmöglichkeit, es sei denn, sein

eigener Vater ließere ihm wenigstens teilweise die sogenannten Lobola-Ochsen. Daß aber unter solchen Umständen sowohl die Eltern, wie die Knaben vom Lehrerstand wenig wissen wollen, liegt auf der Hand.

Findet sich nun unter den geehrten Lesern und Leserinnen des Bergischen nichts niemand, der hier helfend eingreifen wollte? Hier wäre in der Tat Gelegenheit, ein eminent katholisches Werk zu verrichten! Ein einziger frommer und tüchtiger Lehrer kann unglaublich viel Gutes tun und mächtig beitragen zur Hebung des katholischen Glaubens und eines wahrhaft christlichen Lebens, zumal hier, in einem halb heidnischen, halb protestantischen Lande Vielleicht hat dich, geehrter Leser, der liebe Gott mit zeitlichen Gütern gesegnet, und du hast dich schon manchmal gefragt, wie du dieselben auf wahrhaft gottgefällige Weise verwenden könntest. Siehe, hier bietet sich eine gar schöne Gelegenheit: Stelle einen Freiplatz für einen schwarzen Lehramtskandidaten (500 Mark würden genügen, fürs weitere wollten wir selber sorgen) und du kannst des reichsten Gottesegens sicher sein. Ja, die guten Folgen dieses deines Werkes werden noch fortleben, nachdem du längst das Zeitliche gesegnet.

Heiliger Joseph, dem einst der Sohn Gottes selbst zur Obhut anvertraut worden, erwecke uns hochherzige Wohltäter für unsere schwarzen Lehramtskandidaten!

Altheidnische Kafferngebräuche.

Geburt und erste Kindheit.

Es war an einem heißen, schwülen Sommertag, erzählte Dudley Kidd in seinem „Essential Kafir“, daß kamen wir gegen 3 Uhr nachmittags bei einem Kafferntraale an und sattelten ab. Die sonnige Landschaft war wie in einen leichten, blauen Schleier eingehüllt, und in der Lust lag der scharfe, lästige Geruch von einem Grasbrand. Wir legten unsern wackern Basuto-Ponies Kniehalter an und ließen sie dann vor der Umzäunung des Kraals stehen. Hier lachten sie nach Belieben entweder das spärliche, sonnenverbrannte Gras abweiden, oder sich im Sande rollen; wir selbst aber nahten uns einer kleinen Gruppe schwarzer Männer, die im Schatten des Viehtraales saßen und ihr Bestes taten, die „Zeit zu zuschlagen“.

Es waren in ihrer Art gar prächtige Burschen das. Ihre Gliedmaßen waren stark, voll und wohlgestaltet; dabei nahmen diese Schwarzen in ihrer natürlichen Ungeheuertheit eine Positur ein, wie sie sich vielleicht ein Maler oder Bildhauer nicht besser hätte wünschen können. Der eine, ein ideal-schön gebauter Mann, lag nachlässig im Grase ausgestreckt und laute an einem Grashalm. Der zweite lag, einige Blätter Tabak lassend auf dem Rücken, das eine Seite war aufgestellt, während sein schwarzer Wollkopf auf den gefreuzten Armen ruhte. Der dritte saß, mit dem Rücken an den Viehtraal sich anlehnd, aufrecht da und schnittet sich einen Knotenstock zurecht, an dem er offenbar schon seit einer Woche arbeitete. Das Ganze war das Bild süßen Nichtstuns oder geschäftigen Müßiggangs.

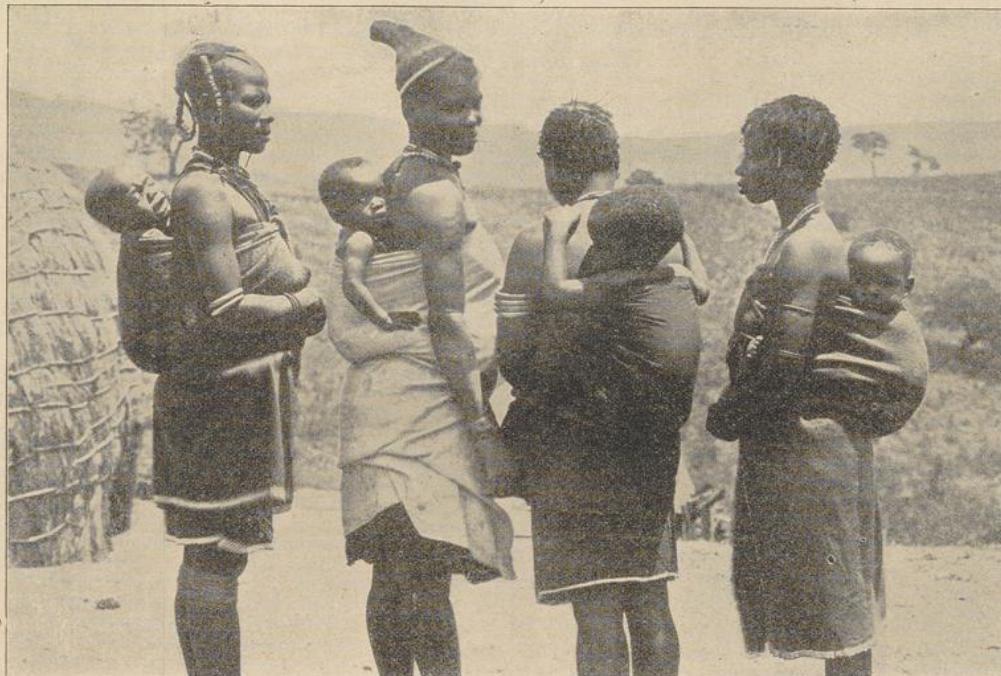
Da tauchte plötzlich in der Ferne ein Kaffer mit seinem Weibe auf. Man sah, wie sie auf dem schmalen, ermüdenden Pfad almählich dem Kraale näher kamen. Nach Kaffernart marschierten sie hintereinander, das Weib ging voraus. In einem mächtigen Bündel trug sie ihren ganzen Haushalt auf dem Kopf: eine Schlafmatte, eine Wolldecke, einige Bündel Tabak und etliche

Schmucksachen. Oben auf dem Bündel lag ein großer, dreifüßer Kessel; er repräsentierte ihre ganze Küche nebst Waschraum. Mit einem eigenhändig geflochtenen Grasstrick waren auch noch einige Katabassen (Flaschenkürbisse) an dem Bündel befestigt. Hinter dem armen, schwerbeladenen Weibe schritt ihr Herr und Meister; ihm genierte kein Hindernis auf dem weiten Marsch, hatte er doch wegen der grimmigen Hitze sogar seine Wolldecke abgelegt. Lebriegens gehörte das zum guten Ton; etwas von dem Hausrat zu tragen, schickte sich für den Käffern ebenso wenig, wie wenn etwa auf dem Prater in Wien ein Mann von Stand sein Baby tragen würde.

Das Paar näherte sich unserem Kraal. Hier machten sie Halt und eröffneten sofort eine lebhafte

dringen durch wie die K-Strahlen, zumal wenn sie von einer Weiberzunge kommen. Ist so ein käffrisches Mundwerk einmal im Gang, dann fliegen diese Klicks und Schnalzger nur so umher. Ein aufständischer Rebellenhause, der mit Steinen und Ziegelstücken um sich wirft, ist das reinste Nichts gegen dieses lärmende Weibervolk. Nur gut, daß bloße Klicks keinem die Knochen entzweischlagen!

Man streitet viel darüber, woher denn diese eigenartlichen, so fremdlingenden Laute eigentlich kämen. Am meisten hat die Vermutung für sich, sie seien von den Buschmännern und Hottentotten erst in die Käffernsprache hineingetragen worden. Als die Käffern vor Jahrhunderten mit diesen Stämmen feindlich zusammtrafen, machten sie alle Männer nieder, nur die



Käfferfrauen ihre Kinder auf dem Rücken tragend

Diskussion. Das Weib sprach mit großem Nachdruck und unter eifriger Gestikulation; der Mann begnügte sich, ein verdrossenes, mürrisches Gesicht zu machen. Nachdem der Handel abgemacht war, schloß sich der Mann den vor dem Viehtraal weilenden Männern an, seine Frau aber wurde von dem gesamten anwesenden Weibervolk im Triumph in die ansehnlichste der Kraalhütten geführt. Hier war alles voll Leben und Aufregung, draußen aber begnügte sich der Fremde den drei Männern mit ein paar trockenen Worten anzuzeigen, was ihn zu kurzer Einkehr bewogen habe. Letztere antworteten mit gleichgültigem Grunzen und jeyten, sobald sich der Weiberlärm etwas gelegt hatte, ihr Lieblingsgespräch, das sich natürlich einzig und allein um das liebe „Vieh“ drehte, wieder fort.

Nach einer Weile ging es in der Weiberhütte wieder überaus lebhaft zu. Die Lehmvände eines Käfferkraals lassen zwar von einer mäßig geführten Konversation nicht viel nach außen dringen. Am besten hört man immer noch die vielen in der Käffernsprache vorkommenden Klicks oder Schnalzlaute. Die

Weiber ließen sie am Leben und machten sie zu ihren Sklavinnen. Letztere nun hielten mit bekannter Zähigkeit an ihrer alten, von Klicks und Schnalzlaute förmlich wimmelnden Sprache fest und trugen sie allmählich auch aufs Käffrische über. Es ist in hohem Grade auffallend, daß gerade solche käffrische Wörter, welche einen Hauseinrichtungsgegenstand bezeichnen, voll von Klicks sind. Eine weitere Tatsache ist, daß die Weiber alle diese Klicks äußerst scharf und präzis aussprechen, während die Männer viel gleichgültiger darüber hinweggehen. In manchem Männergespräch hört man die Klicks kaum, von einer Weiberzunge dagegen kommen sie mit explosiver Gewalt, und umso scharfer und lauter, je aufgeregter das Weib gerade ist. Das netteste Ding von der Welt aber ist, wenn kleine Kinder, die eben zu stammeln und zu radebrechen anfangen, diese Klicks gebrauchen. Das kommt so Janst und tödlich aus den kleinen Bausacken, daß ich schon wiederholt eine Frage an sie stellte, auf die sie mit einem Klicks antworten mußten; und jedesmal habe ich mich darüber tödlich amüsiert.

Die Weiber, drinnen im Kraal, waren, wie gesagt, in großer Aufregung. Die Klischee surrten und schwirrten umher, daß man hätte glauben können, es komme ein Motorwagen dahergerast. Dann entstand eine kleine Pause, es folgten Ausruhe der Befriedigung, und kurz darauf rannte ein halbes Dutzend Käffernweiber beim Schlupfloch der Hütte heraus und teilte dem erstaunten Ehegatten in stürmischer Eile mit, daß ihm seine Frau soeben mit einem hübschen, kräftigen Mädchen beschient habe! — Dieser jedoch verstand es, die geziemende Ruhe zu bewahren und antwortete mit einem bloßen Grunzen. Dann wandte er sich an die anwesenden Männer und sprach sein Bedauern darüber aus, daß ihm die 10 bis 12 Ochsen, die er einst bei der Verheiratung des Mädchen erhalten werde, nicht ganz bleiben würden, denn er sei seinem Schwiegervater noch sieben Ochsen schuldig, weil er für sein Weib nicht die volle Brautgabe hätte entrichten können.

Kurz darauf ließ er sein Weib fragen, wie lange es wohl anstünde, bis sie ihre Reise fortfügen könne, denn die ganze Verzögerung war ihm lästig und peinlich im höchsten Grad. Man wartete noch auf die Antwort, siehe, da kam die gehorsame Ehefrau schon persönlich aus der Hütte heraus mit der Erklärung, sie könne sofort mit ihm gehen. Ihr Kind trug sie, in eine Decke eingewickelt, auf dem Rücken. Wir fragten sie, ob man ihr Kleinstes auch sehen dürfe. „Gewiß! gewiß!“ rief die entzückte Mutter aus und zeigte uns in stolzer Mutterfreude ihr kleines, bausbackiges Kind, das mit den zierlichen, drallen Händchen schon so munter umeinander grüßt, und mit den glänzend-schwarzen Augen so lugt in die Welt schaute. Daß weiße Männer ihr Baby zu sehen verlangten, schmeichelte ihr ungemein, wir selbst aber hielten mit unseren Lobgesprüchen auf den kleinen, hoffnungsvollen Sproßling keineswegs zurück.

Es war also ein neuer Einwohner da; der mußte aber doch auch einen Namen haben. Wie sollte nun das Kind heißen? Die Käffern richten sich hierin vielfach nach den besonderen Umständen bei der Geburt. Wehe z. B. damals gerade ein heftiger Wind, so bekommt das Kind vielleicht den Namen „Umoaya“ (Wind). Wollten die Eltern gerade den Wohnplatz ändern, so heißt der neuangekommene Sproßling „u Citwa“, „u Makaleni“, wenn die Mutter bei der Niederkunft viel weinte. Mußte man um jene Zeit gerade die Hütte bezahlen, so nennt man den Jungen etwa „u Mtela“ (ukutela = bezahlen). Ein hübsches, feines Töchterchen nennt die entzückte Mutter „u Tandose“ (ukutanda = lieben); lebte man dagegen gerade in Zwist und Hader, so verewigt das Mädchen dieses Ereignis durch den Namen „u Nozigameka“. Zuweilen nehmen die heidnischen Käffern auch Namen von Europäern, doch passen sie dieselben ihrem Sprachidiom an. So kannte ich z. B. einen Knaben namens „Tschubela“. Er trug den sonderbaren Namen von dem berühmten Burengeneral „Joubert“, der gerade um jene Zeit Ladysmith belagerte.

In unserem Falle wollte die Mutter ihr Kind „Nebelungu“ nennen, weil bei seiner Geburt weiße Männer (abelungu) in der Nähe gewesen und es kurz darauf mit Staunen betrachtet hatten. Der Vater dagegen war anderer Ansicht; er dachte, wie oben bemerklt, nur an sein Weib. Sieben Ochsen schuldete er noch für sein Weib; das Kind repräsentierte zwölf, also blieben ihm noch fünf. Voll von diesen Gedanken nahm er sein Töchterchen in beide Hände, erhob es

zum Himmel und rief aus: „Nonkomozami!“ („Mein Weib!“) Damit war ihm sein Name definitiv gegeben. In alter Zeit war es dem Vater nicht gestattet, sein Kind zu jehen, bevor es einige Tage alt war; doch dieser Gebrauch stirbt allmählich aus.

Die glückliche Mutter erklärte sich, wie gesagt, als „marschfähig“, und somit setzten die „Drei“ ihre Reise fort. Offenbar war der neu Hinzugekommene der unruhigste und lärmendste von allen; die Folge war, daß das Weib mit ihrer Doppellast, dem Kind auf dem Rücken, und dem mächtigen Bündel samt dem Kessel auf dem Kopf, weit vorausgehen mußte. Der gestrengste Herr Papa wollte seine Ruhe haben.

Gegen Sonnenuntergang kam die Familie glücklich nach Hause. Am nächsten Morgen aber, kurz nach Sonnenaufgang, sah man die rüstige Mutter schon draußen auf dem Feld, mit Unfrauthaken beschäftigt. Ihr Kind hatte sie dabei, wie sich das bei einem Käffernweib gar nicht anders denken läßt, auf dem Rücken gebunden. Ein Europäer hält das Gesagte vielleicht für unglaublich, dem Schwarzen aber ist dies die einfachste Sache von der Welt. Er ist eben ein Naturkind, bewegt sich in seinem einsachen Kostüm, welches dem unseres Stammvaters im Paradies sehr nahe kommt, stets in frischer Lust und erfreut sich ganz vorzüglicher Nerven. „Und wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Nachts wird das Baby einfach auf eine Binsenmatte am harten Boden gelegt, und unter Tags findet es sein Bett, seine Wiege und sein Wägelchen auf dem Rücken der Mutter. Sie ergreift es einfach beim einen Atem, schnellt es mit Grazie auf ihren Rücken und bindet es mit einer Wolldecke fest. Dabei geht sie unabirrt jeder Arbeit nach, sei es im Haus oder Feld, und auch der Kleine fühlt sich auf seinem Thronzis bald heimisch und wohl. Anfangs hängt wohl sein Köpfchen recht schlaff und unbehaglich herunter, und wenn die Mutter gerade recht eifrig am Haken ist, macht er unwillkürlich jede Bewegung mit und stößt ihr sein kleines Stumpfnäschchen beständig in den Rücken. Bald aber gewinnt er an Kraft, nimmt eine bessere Haltung ein und besiegt sich von seinem hohen Standpunkt aus die weite Welt.

(Fortsetzung folgt)

Aus der Goldstadt Johannesburg.

Noboom Jobo, ein junger Mosuto, war längere Zeit Lehrer und Katechet in Hardenberg; später kam er nach Johannesburg und schrieb von dort an seinen ehemaligen Rektor (Rev. P. Bernard) in perfektem Englisch mehrere Briefe, die wir hier ihrem Hauptinhalt nach in Deutsch wiedergeben wollen, da sie uns manch' interessanten Einblick in die Verhältnisse der dortigen Schwarzen geben.

Johannesburg, 17. Mai 1908.

Hochwürdiger Vater!

Ich bin jetzt hier, in den Goldfeldern; allein es hält schwer, eine ordentliche Arbeit zu bekommen. Gegenwärtig obliegt mir die Reinigung der Schlafzäle; es sind deren 24, und bis alles Tag für Tag in Ordnung ist — einmal in der Woche muß auch der Fußboden gesäuert werden — habe ich Arbeit genug. Mein Gehalt ist 4 Pfund Sterling (80 Mark) im Monat.

Habe auch schon einige junge Burschen aus Natal hier gesehen, wie Alanus, Anton Sonita, Joseph Mabasa und andere. Es geht ihnen ziemlich gut, doch

ich glaube, sie würden eine lohnende Arbeit in der Heimat vorziehen, denn es hält dahier schwer, an Sonntagen in eine Kirche zu kommen. Aus demselben Grunde, und auch um meiner Heimat näher zu sein, gedenke ich zu den Maristenbrüdern ins Basutoland zu gehen, sobald sie ihre Schule daselbst eröffnet haben. . . .

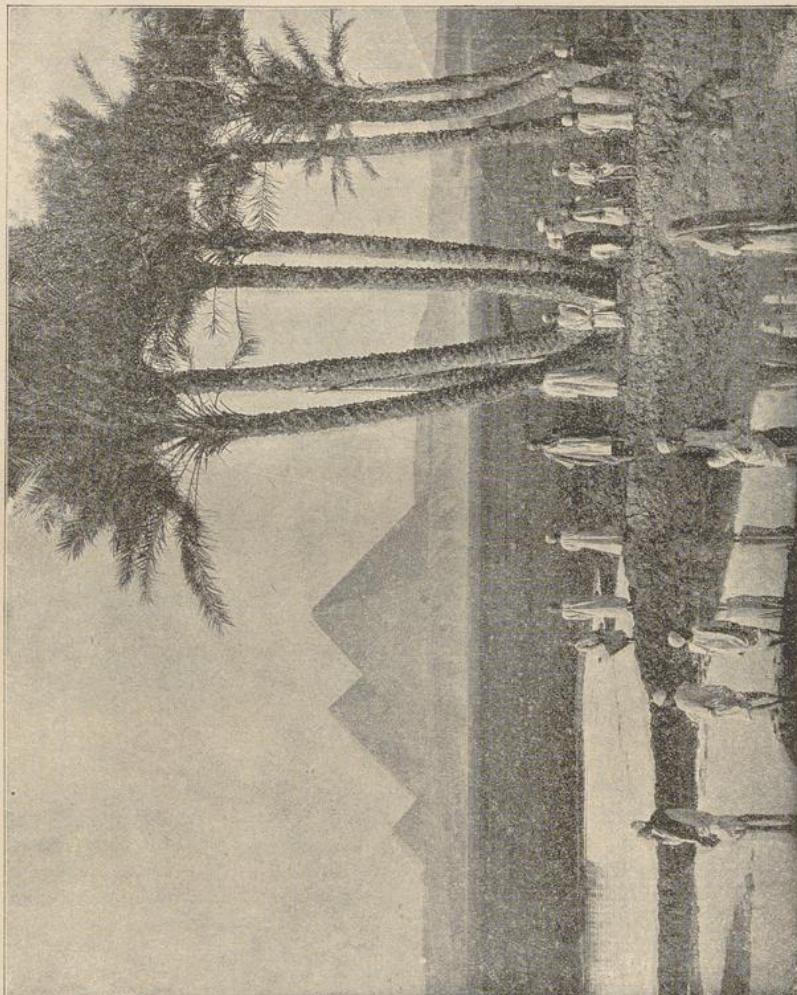
6. Juni 1908. Muß Ihnen leider mitteilen, mein lieber Vater, daß ich meinen Posten verloren habe. Der Hauptgrund ist der, daß ich katholisch bin. Mein Arbeitgeber sah es nicht gern, daß ich Morgens in die Kirche ging, um die hl. Messe zu hören. Wohl ordnete ich die Schlafräume im Laufe des Tages, allein er wollte, daß es in der Frühe geschehe. Ein anderer Grund war der: Wenn ich in einem Schlafsaal irgend etwas fand, suchte ich den Eigentümer aussindig zu machen und gab es ihm zurück. Mein Herr aber meinte, ich sollte diese Sachen einfach selbst behalten oder wegwerfen; da ich dies nicht tat und er obendrein vermutete, ich hätte von dieser seiner Neußerung meinen schwarzen Landsleuten Mitteilung gemacht, so jagte er mich einfach davon.

Leider bin ich nun ohne alle Beschäftigung. Mein lieber Vater, ich bitte um Ihr frommes Gebet, namentlich bei der hl. Messe, denn die Gesetze für die schwarzen Arbeiter sind hierzulande gar streng. Jeder Arbeitslose erhält einen Paß mit der Weisung, sich innerhalb sechs Tagen um eine Arbeit umzusehen. Sind diese sechs Tage verstrichen, so wird ihm nötigenfalls eine weitere Frist von drei Tagen eingeräumt. Hat er nach Verlauf dieser drei Tage noch keine Stelle, so muß er entweder das Land verlassen oder er kommt auf 14 Tage ins Gefängnis. Ist er aus der Haft entlassen, so kann ihn die Regierung nach irgendeinem beliebigen Platze schicken.

23. Juni 1908. Herzlichen Dank, mein lieber Vater, für Ihren freundlichen Brief! Er hat mir neuen Mut gemacht und mein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung ist stärker denn jemals. Ich habe einen neuen, sehr guten Posten erhalten, und die Art und Weise, wie ich ihn erhielt, erscheint mir als ein wahres Wunder. Kaum hatte ich Ihnen meinen letzten Brief geschrieben, so wurde ich schon verhaftet, weil ich keinen Arbeiterpaß aufzuweisen hatte. Ich wurde vor den Polizeiinspektor gebracht. Dieser jedoch sprach mich nicht nur frei, sondern stellte mich sogar als Dolmetsch an, als er aus meinen Zeugnissen ersah, daß ich perfekt Englisch, Kaffrisch und Sesuto könne. Welch ein Glück! Ich bin fest überzeugt, daß ich es dem hl. Joseph und Antonius verdanke, die ich in

meiner Not um ihre Fürbitte angerufen hatte. Meine Arbeit ist, falls nicht gerade ein Verhör stattfindet, unbedeutend. Ich habe bloß ein einziges kleines Zimmer in Ordnung zu halten, und jeden Morgen den schwarzen Polizisten zu verdonnern, was sie im Laufe des Tages zu tun haben.

Ferner erhielt ich auf Grund der Zeugnisse, die ich teils von Ihnen, teils vom Polizeiinspektor aufzuweisen hatte, Befreiung von dem lästigen Paßgesetz. Solange ich mein Exemption-Ticket (Ausnahme-



Pyramiden in Ägypten vom Nil aus.

Billet) vorzeigen kann, darf ich unbehindert im ganzen Lande reisen, wohin ich will.

Mit der Bitte um Ihren hl. Segen, verbleibe ich in aller Ehrfurcht und Liebe

Ihr

dankbarer geistlicher Sohn
Roboam Jovo.

Rev. P. Bernard fügt die Bemerkung bei:

Sobald der Kontrakt des Roboam in Johannesburg ausläuft, wird er hieher nach Keiland's kommen, um als Lehrer und Katechet in Ziguudu zu wirken. Es wurden ihm vier Stellen angeboten, aber er kommt am liebsten zu uns.

Aus meinem Tagebuche.

von Rev. P. Joseph Viegnier, O. M. M.
(Fortsetzung.)

Jeder Kaffer ist ein leidenschaftlicher Schnupfer; Mädchen und Weiber treiben es hierin meist noch schlimmer als die Männer. Doch bei ihnen gehört das zum guten Ton, zur Bildung und verleiht ein gewisses Ansehen. Geht der Kaffer auf Reisen, so vergiszt er sicherlich nicht, seine oft recht zierlich gearbeitete Dose mitzunehmen. Leider wird sie bei ihm nur allzuschnell leer; nun dann füllt er eben seine Nase auf Kosten fremder Dosen.

Begegnet er einem Weissen, der ihn freundlich grüßt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er ihn sofort um eine Prije Tabat anbettelt. Sagt dann der Weisse, er schnupfe nicht, so kann er dies einfach nicht begreifen oder hält es für eine leere Ausrede.



Amabele-Ernte in Marannhill.

Natürlich ist es dann mit der Freundschaft sojori wieder aus. Mir ist das schon unzähligemal begegnet; deshalb kann ich mich aber doch nicht entschließen, in meinen alten Tagen noch das Schnupfen anzufangen, oder bloß den Käffern wegen einer Dose zu tragen.

Der Kaffer schnupft nie mit bloßer Hand, sondern stets mit einem beinernen Löffelchen. Letzteres steht den ganzen Tag über in seinem dichten, wolligen Haarpelz und gilt zugleich als ehrenwerter Schmuck. Er benützt es zu mancherlei Zwecken: er trocknet sich damit den Schweiß ab, fängt die Tränen auf, reinigt seinen Gesichtsvorsprung, kurz, er benützt sein Löffelchen in allen Fällen, in denen der Weisse sein Taschentuch zur Hand nimmt, namentlich aber zum Schnupfen. Letzteres geschieht jederzeit und überall, auch in der Kirche, unter der Predigt und mitten bei der Arbeit mit größter Unstörslichkeit. Die Prije, die er in der hohlen Hand hat, ist eben ein Schatz, der mit Bedächtigkeit und tiejem Verständniß genossen sein will, deshalb führt er sich denselben in winzig kleinen Portionen zu Gemüte, zieht jedes Stäubchen möglichst hoch hinaus, und läßt es sich nicht gereuen, mit seinem Löffelchen behuts einer einzigen Prije etliche zehn- bis fünfzehnmal von der Hand zur Nase zu fahren.

Der Weisse, der das gleiche Geschäft mit den bloßen Fingern und in einem einzigen Zug abmacht, ist in ihren Augen ein Mann, der vom Schnupfen einfach nichts versteht.

Ebenso geschieht bei ihnen das Bier trinken unter ganz bestimmten Zeremonien. Die große, rauchgeschwärzte Ufamba mit der weiten Öffnung wird stets mit beiden Händen in Empfang genommen. Beim Häuptling geschieht dies immer unter höflichem Lobgespräch auf die gnädige Gastfreundschaft des Inkosi. Hat der Schwarze einmal zum Trunke angesehen, so setzt er den Krug so schnell nicht mehr ab — ein bloßes Ruppen aus purem Alftand gibt's bei ihm einfach nicht, — er trinkt, solange der Atem reicht, und der ist kräftig und gut. Gut und weit sind auch seine „Kanäle“; sei das Utschwala noch so breit und dick, beim Kaffer rutscht alles glatt hinunter. — Weniger Zeremonien macht er beim bloßen Wassertrinken; aber auch hier bieten sie sich zuweilen den gemeinschaftlichen Tops, wenn der einzelne es nicht vorzieht, mit einem ausgehöhlten Kürbisloß aus dem großen Wassergefäß zu trinken. Zum Schluß wird, zumal beim Utschmalatrinken, der Rand der Ufamba mit Daumen und Zeigefinger sein säuberlich abgewischt.

Der Kaffer hält überhaupt auf Alftand; allerdings hat er hierin seine eigenen Begriffe und Traditionen; allein ein bloßer Naturmensch, ohne jegliche Kultur, ist er nicht. Bei der Begegnung z. B. bieten sie sich die rechte Hand gerade wie wir. Heiden aber beobachten dabei vielfach eine ganz abweichende Methode; namentlich bei Mädchen kann man das vielfach sehen. Da wird nämlich gegenseitig Finger um Finger, vom kleinen angesangen bis zum Zeigefinger angetippt

und zuletzt das Handgelenke erfaßt. Doch gilt dieser Brauch als heidnisch, und wird daher unter unseren Schulkindern nicht geduldet.

Einen höher Stehenden, sowie jeden Weissen grüßt der heidnische Kaffer durch lauten Zuruf, indem er dabei Hand und Zeigefinger hoch erhebt. Die Titulatur, die er dabei dem Weissen gibt, ist verschieden, je nachdem er ihn taxiert. In erster Linie ist ihm dabei die Kleidung maßgebend, die er trägt. Ich kann da aus Erfahrung reden. So wurde ich z. B. je nach dem Hute, den ich gerade trug, heute Inkosi genannt, morgen bloß umnumzana (Hausbesitzer) oder umfundisi (Lehrer, Missionär).

Ganz eigentümliche Gewohnheiten beobachtet der Kaffer auch beim Reiten. In der ganzen Welt so könnte man glauben, sei es Gejz, ein Reitpferd von der linken Seite aus zu besteigen. Der Kaffer macht es umgeteilt, er steigt von der rechten Seite auf und steigt nach der gleichen Seite hin wieder ab, und zwar mit einer Leichtigkeit und Eleganz, um die ihn ein Kunstreiter beneiden möchte. Er ist von Jugend auf wie daheim auf seinem Pferd. Ein Sattel wird von ihm zwar sehr geschätzt, doch ist er ihm ein bloßer Luxusgegenstand; er reitet ohne ihn fast ebenso gut,

und als Zügel benützt er eventuell einen bloßen Grasstrich. Jüngere Leute gefallen sich darin, ihr mutiges Rößlein nach Herzenslust zu tummeln. Da geht es bergauf und bergab, über Bäche und Gräben, über Stock und Stein. Ein alter Kraalbesitzer ist auch hierin viel vernünftiger; wohl reitet auch er noch viel und gern, doch meist in einem leichten tanzelnden Trab, der das Rößlein wenig anstrengt, und die Peitsche aus Seekuhhaut suchtet meist nur als Zeichen seiner Macht und Würde in der Luft, und saust nur im Notfall auf den Rücken des Pferdes nieder.

Aus so einem Heiden einen wahren Christen zu machen, ist ein gutes Stück Arbeit. Bei Kindern geht es noch verhältnismäßig leicht; daher unser Bestreben, möglichst viele derselben in unsere Kost- und Tageschulen zu bekommen. Ungleich schwerer dagegen hält die Befehlung bei Erwachsenen, zumal bei den Männern, die mehrere Weiber haben und überdies weit von der Missionsstation entfernt wohnen, sodass sie nur selten in die Predigt und zum Gottesdienst kommen. Bei solchen muß man oft froh sein, wenn sie nur in der Todesstunde sich zur Annahme der hl. Taufe bereit erklären.

Andere hing wiederum scheinen der Ansicht zu sein, die Taufe allein genüge zum wahren Christentum, und sonst bestehet da keine Verbindlichkeit. So wurde ich jüngst zu einem Manne gerufen, der etwa 1½ Stunden von Emaus entfernt in einer angrenzenden Lokation wohnt. Es haben sich dagebst seit Jahren die Beslehaner niedergelassen und schon mehrere Schulen gegründet. Ihre Wirksamkeit war nicht ohne Erfolg, doch findet man in dortiger Gegend unter zahlreichen Protestanten auch noch viele Heiden. Bei Sterbefällen schicken die Schwarzen vielfach nach Emaus und Lourdes und begehrten die katholische Taufe. So auch hier. Der Sohn eines Kraalbesitzers war nach Emaus gekommen, mir zu melden, daß sein Vater in der Nacht erkrankt sei und gar sehr nach der Taufe verlange.

Ich machte mich jogleich auf den Weg und wanderte in Begleitung des strammen Burschen dem bezeichneten Kraale zu. Die ersten drei Viertel Stunden ging es der Poststraße entlang, dann bogen wir nach rechts ins Tal der Hlubi-Lokation ab. Es findet sich dagebst eine große Zahl recht gut instand gehaltener Kassernhütten, wie sich überhaupt die dortigen Bewohner durch Reinlichkeit und Ordnungssinn hervortun. Selbst die Kinder sind fast alle anständig bekleidet, und man sieht hier nicht das wilde Herumjagen nach dem im Freien weidenden Vieh. Ihren Hütten entlang zieht sich ein langer, offener Graben, der das vom Berge herabkommende Quellwasser in die einzelnen Gehöfte und zur Zeit der Trockenheit auch über die angrenzenden Felder leitet.

Bei der betreffenden Hütte angekommen, fand ich den Kraaten, einen Mann von etwa 55 Jahren, gemütlich im Freien sitzend. Er hatte sich eine einfache Erkältung zugezogen, und von Gefahr war absolut keine Rede. Trotzdem verlangte er die hl. Taufe. Er war mit seiner Frau und all seinen Kindern noch heidnisch; das Christentum kannte er nur dem Namen nach. Der gute Mann war höchst erstaunt, als ich ihm sagte, daß ich ihn nicht so ohne weiteres taufen könne; er müsse zuerst so und solange christlichen Unterricht genießen und diese und jene Bedingungen erfüllen; nur in Todesgefahr pflegten wir die Taufe schneller und leichter zu erteilen, diese aber sei bei

ihm keineswegs vorhanden.... Schließlich schien er meine Gründe doch zu begreifen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, an ihm einen braven Käthechumenen gefunden zu haben. Vielleicht gewinnen wir mit ihm zugleich seine ganze zahlreiche Familie.

In der Hütte selbst fand ich die schönste Ordnung, und seine Leute waren alle bekleidet; auch hatte er, was die Befehlung immer sehr erleichtert, nur eine Frau. Nach gewissen Anzeichen zu urteilen, hatte er allerdings ein bewegtes Leben hinter sich, und Freiheit und Ungebundenheit galt ihm über alles. Wie er sich unter diesen Umständen in die Gebote Gottes und der Kirche und ein christliches Leben überhaupt hineinfinden wird, bleibt eine Frage. Jedenfalls braucht er ein großes Maß von Gnaden; wer will sie ihm erbeten helfen?

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Fortsetzung.) Von Schw. Engelberta.

Die hl. Pfingsttage sind vorüber. Unsere schwarzen Neuchristen sind wieder recht zahlreich zu den hl. Sacramenten gegangen; auch die Söhne, Töchter und Enkelkinder des guten Leonhard kommen fleißig zur Kirche, nur er selber, der gute Alte, hatte während dieser Gnadenstage wieder zu Hause bleiben müssen. Ich beeilte mich daher, ihn am ersten freien Tag zu besuchen, konnte ich mir ja denken, wie einsam und verlassen er sich fühlen möchte.

Ich fand ihn auffallend still und müde vor der Hütte sitzend. „Das ist schön von dir, Intosazana, daß du gekommen bist!“ begann er; „ach, ich fühlte mich in diesen Tagen so einsam und allein; alles ging zur Kirche und empfing die hl. Sacramente, nur ich mußte fernbleiben. Im Geiste war ich allerdings auch dabei, und ich dachte in diesen Tagen viel darüber nach, wieviel Gutes uns der liebe Gott durch euch Trappisten und Missionsschwestern erwiesen hat. Ja, diese ama-Roma übertreffen alles, was ich je in meinem langen Leben gesehen. Welch wundersame Macht habt ihr doch über die Herzen von uns Schwarzen gewonnen! Ich hatte früher auch schon christliche Missionäre kennen gelernt und verschiedene von ihrer Predigt gehört, doch mein Herz blieb dabei hart wie ein Stein; als aber die ama-Roma hieher kamen, da war ich besiegt am ersten Tage.

Doch soweit sind wir in unserer Erzählung noch nicht. Ich habe das letztemal erzählt, daß ich, nachdem ich von den Buren zurückgekommen war, ein ziemlich tolles Leben führte. Anfangs wollte ich die Gewissensbisse ersticken, die ich wegen Charlie hatte, später freute es mich, daß mich alle als einen Helden betrachteten, der jeder Gefahr gewachsen sei. Besonders leidenschaftlich liebte ich die Jagd. Da gab es kein Rennen, Treiben und Jagen, wo ich nicht dabei gewesen wäre. Dazu war ich der Liebling des Königs Matshimane und stets in seinem Gefolge. Auch die heidnischen Gebräuche machte ich damals ohne Anstand mit; erst als Christ erkannte ich, wie häßlich und verwerflich die meisten derselben sind. Ich war eben Heide wie meine Genossen alle. Immerhin jedoch kann ich versichern, daß ich nie Menschenblut vergossen habe und daß ich nie berauscht war; selbst bei der ausgelassensten Freude hielt ich mich zurück im Genuss geistiger Getränke. Desgleichen ekelte mich jede Lüge an, nicht weniger als Diebstahl und Betrug. Solcher Schändlichkeiten habe ich mich nie schul-

dig gemacht, auch als Heide nicht. Gerade dies aber ehrte der König an mir; und war irgendwo unter seinen Leuten ein Streit ausgebrochen, so schickte er mich, ihn zu schlichten. Alles fügte sich meinem Urteil, und keiner widersprach. „Duma hat gesprochen“, hieß es, „und der ist nüchtern“. Sogar unter den Weibern meines Vaters mußte ich oftmals vermittelnd auftreten. Meine Mutter, die Inkosizzi, war allerdings stiller und friedliebender Natur; nicht so die andern; da gab es Streitigkeiten und Eifersüchtigkeiten ohne Ende, und in der Regel schoben sie dann die Schuld auf ein junges, schwächliches Weib, das von meinem Vater weniger geliebt wurde, weil es ihm keine Kinder schenkte. Ich aber nahm dieselbe vielfach in Schuz, sodß meine Mutter mehrmals zu mir sagte: „Mein Sohn, du hast ein schönes Herz; sicher wartet deiner einst ein großer Lohn!“

Inzwischen war ich über die Jünglingsjahre hinausgekommen. Es war Zeit, daß ich mir einen eigenen Kraal baute, und mein Vater selbst drang auf meine Verheiratung. Es fehlte mir keineswegs an entsprechender Auswahl, allein mein Vater wünschte, ich sollte jenes Mädchen nehmen, dessentwegen ich schon als junger Fant einen Zweikampf zu bestehen hatte. Sie hieß Umfazi wabantu und liebte mich sehr; meine Liebe dagegen war inzwischen ziemlich erkalten. Ich hätte lieber eine andere Wahl getroffen, allein mein Vater drängte; ich wollte ihm und dem Mädchen nicht wehe tun, und so kam es zur Hochzeit. Wir lebten übrigens friedlich zusammen; nach und nach gewann ich sie wieder ziemlich lieb, denn sie war fleißig, gesund und stark und schenkte mir noch vor Ablauf zweier Jahre zwei muntere Mädchen.

Bei all' dem richtete ich mein Augenmerk immer auf eine gewisse Nomahlova; sie war ein sehr schönes, lustiges Intombi und von auffallend heller Gesichtsfarbe. Sie war vom Anfang an das Weib meiner Wahl, doch es kam ein Hindernis nach dem andern. Da hörte ich auf einmal, ihr Vater habe sie an einen alten Mann um 15 Ochsen verschachert und Nomahlova sei weinend in dessen Kraal geschleppt worden. Flugs eilte ich zu ihrem Vater, bot ihm 25 Ochsen und bekam die Braut! — Mein Jubel war groß, und auch Nomahlova freute sich, daß sie von dem alten, verhaschten Mann frei geworden; meinem Vater aber gefiel die Geschichte nicht. „Gibst es nicht Mädchen genug im Lande“, fragte er, „weshalb wählest du also unter bereits Verlobten und Verheirateten?“ Und er hatte recht. Die Liebe hatte mich blind gemacht, und später strafte mich Gott selbst dafür. Nomahlova gebaß mir nur ein einziges schwächliches Kind, dann wurde sie krank; ihr ganzer Leib wurde über und über mit schrecklichen Wunden bedeckt, bis sie endlich eines langsam, überaus schmerzlichen Todes starb. —

Inkosazana, ich möchte hier gerne noch ein Wort beifügen, obßhon ich weiß, daß ihr Abelungu an solche Dinge nicht glauben wollt. Wir aber kennen das, und ich behaupte heute noch, daß meinem Weibe ein böser Zauber angetan wurde. Ihr früherer Bräutigam hat sie aus Haß und Neid mit einer umuti (Medizin) beworfen, und deshalb verwelkte ihre Schönheit so schnell, und mußte sie eines so elenden Todes sterben. — O, Inkosazana, damals stieg auch in meinem Herzen ein wilder Haß auf gegen jene, die mein Glück so grausam zerstört, und es fehlte damals wenig, so hätte ich an dem Schuldigen blutige Rache genommen! —

Nomahlova aber hatte ein gutes Herz, kannte keinen Haß und war in allem viel besser als ich. „Duma“, sagte sie eines Tages, „nimm dir noch ein drittes Weib; denn ich werde bald sterben. Dies wird deinen Born mildern und du wirst wieder glücklich sein, wie zuvor.“ — Der Rat gefiel mir tatsächlich nicht übel; nur hieß es, diesmal die richtige Wahl treffen.

Nun lebte in unserer Nähe ein Mann, der hatte zwei erwachsene Töchter. Die ältere, ein hohes, schlank gewachsenes Intombi hieß Noi, die jüngere Noncina. Beide waren fleißig und tüchtig in jeder Beziehung; mir aber gefiel die jüngere besser, denn sie hatte ein überaus heiteres Wesen, sang und plauderte den ganzen Tag und man hörte ihr helles, munteres Lachen vom Morgen bis zum Abend. Die ältere dagegen war ernst und stille, das gerade Gegenteil ihrer Schwester. Leider ging es mir aber bei dieser meiner dritten Hochzeit wie bei der ersten. Ich nahm nicht jenes Mädchen, an dem mein Herz hing, sondern jenes, das mir andere ausschwäzten. Mein Vater und meine Mutter rieten mir, Noi zu heiraten, ebenso handelte deren Vater und mehrere andere, und so gab ich endlich nach. Inkosazana, man rühmte mich allgemein als einen schlauen Kopf, in diesem Punkt aber war ich ein großer isilima (Esel)! Zuerst gab ich dem Geschwätz der andern nach, und später mußte ich dem Drange meines Herzens folgen.

Kaum war ich mit Noi verheiratet, da zeigte es sich, daß sie krank war und mir keine inzalo (Nachkommenschaft) geben werde. — Von jener Stunde an war mir das Weib zuwider und ich bedauerte nun doppelt, daß ich nicht Noncina, ihre frische, gesunde und fröhliche Schwester, genommen hatte. Um dieselbe Zeit starb mein Lieblingsweib Nomahlova, und auch der einzige Knabe, den sie mir geschenkt hatte, blieb schwach und elend und stankte beständig. Dazu gesellte sich die Krankheit meiner Mutter. . .

Diesmal sprang Nois Vater als Retter ein. Da er meinen Kummer sah und wußte, daß mein Herz an seiner jüngeren Tochter hänge, kam er eines Tages zu mir und bot mir sie als Braut an. Mit Freuden nahm ich den Vorschlag an, und von jener Stunde an kehrte neues Glück und frisches Leben bei mir ein! Noncina lachte und plauderte auch bei mir den ganzen Tag, und auch Noi, die ältere Schwester, war fortan wie umgewandelt. Ihr ganzes finsteres Wesen verlor sich, sie wurde sogar wieder gesund und stark und schenkte mir später noch mehrere Kinder.

Leonhard lächelte vergnügt in sich hinein. In diesem Augenblick verdunkelte sich der Eingang seiner Hütte, Antonia, sein braves Weiblein, trat herein. Sie brachte ihm ein Stückchen Kürbis, ermunterte ihn unter fröhlichem Lachen und Scherzen zum Essen und entwickelte überhaupt eine solche Jungenfertigkeit, daß ich dem Redefluß rasch eine andere Wendung geben mußte, sonst wären wir bis in die tiefe Nacht hinein an kein Ende gekommen. Als sie die Hütte verlassen hatte, sprach Leonhard lächelnd: „Das ist Noncina; sie ist sich bis in ihre alten Tage immer gleich geblieben, und ich habe an ihr viele Freude erlebt. Gleich im ersten Jahr schenkte sie mir ein Zwillingsspärchen und brachte, wie gesagt, wieder frisches Leben in mein Haus. Wohl zeigte sie sich zuweilen auch etwas streitföchtiger Natur, allein dann trat Noi, ihre ältere Schwester, die sie ungemein liebte, vermittelnd ein, und bald sang Noncina wieder zu lachen, zu singen und zu

plaudern an und es herrschte, wie zuvor, der schönste Friede.

Zum Schluß, Infosazana, möchte ich dir heute noch etwas vom Tode meiner Eltern erzählen. Meine Mutter starb etwas früher. Ich hatte kurz zuvor Noi geheiratet, Noncina aber weilte damals noch bei ihrem Vater. Infosazana, hast du deine Mutter geliebt? Doch, Welch' eine Frage? Ich weiß, ihr Abelungu liebt eure Mutter alle gar sehr; aber auch meine Liebe zu meiner guten, teuren Mutter, die einst aus sieben Wunden für mich geblutet hatte, war überaus groß; und somit magst du die Größe meines Schmerzes ermessen, als es mit ihr zum Sterben kam. Ich versammelte alle meine Weiber und Kinder um die Matte, auf der sie sterbend in ihrer Hütte lag; auch ihre übrigen Söhne mit ihren Weibern und Kindern waren da. „Bantwana, Kinder“, rief sie mit auffallend kräftiger Stimme, „wenn der Vater nicht mehr ist — und er wird mir bald nachfolgen, — dann sehet Duma als euren Herrn und Vater an! Wo er hingehet, da gehtet ihr auch hin, und was ihr ihn tun sehet, das tut auch ihr! Wer Duma nicht folgt, wird zu Grunde gehen; sein Haus wird austreiben!“ —

Nach diesen Worten schwieg sie und lag ruhig, wie schlafend da. Ich beugte mich über sie und fand, daß sie — tot war! Da fing ein großes Weinen an in unserm Kraal; die Mädchen, Weiber und Kinder schrieen laut, während die Jünglinge und Männer in stummer Trauer neben der Leiche saßen. Mein inhlizyo (Herz) aber krampfte sich zusammen, und ich konnte nicht weinen, obgleich meine Trauer über den Verlust der guten Mutter unbeschreiblich groß war. — Später dachte ich noch oft über ihre letzten Worte nach. Sie sind buchstäblich eingetroffen. Alle, die mir folgten, fanden den wahren, katholischen Glauben, und sind nun glücklich und zufrieden, während die übrigen samt ihrem Haus zu Grunde gingen.

Mein Vater war inzwischen ebenfalls schon recht alt geworden. Er war nicht eigentlich krank, doch saß er meistens vor der Türe seiner Hütte, Besuche in anderen Kraals machte er nur höchst selten. Noch heute schwebt mir gar lebhaft seine Gestalt vor Augen. Er war groß und ungemein stark und wohlbelebt; ein großer Kopf ruhte auf fettem Nacken zwischen zwei mächtigen Schultern, und seine Füße glichen denen eines Elefanten, weshalb er auch bei seinen Stammesgenossen den ehrenden Beinamen „indhlovu“ (Elephant) führte. Schwere Arbeit blieb ihm Zeitlebens erspart, und da er viel mit Königen umging und hier ungezählte Stunden im Rate saß, hat er ganz unglaublich viel utshwala (Kafferbier) getrunken, was namentlich zu seiner Fettleibigkeit beitrug. Doch, er konnte auch was vertragen, und bewahrte, auch wenn er noch so viel getrunken hatte, seinen hellen, klaren Kopf. Seine Stimme klang etwas speckig und gleich zuletzt fast dem Grunzen eines ingulube (Schweines).

Eines Tages nun, es war nicht allzu lange nach dem Tode meiner Mutter, saß er merkwürdig still und ernst vor seiner Hütte und schaute der Morgensonne zu, wie sie in goldener Pracht über die Berge heraufgestiegen kam. Plötzlich brach er das Schweigen und sagte zu mir und meinen Brüdern: „Kinder, bis die Sonne da drüben im Westen steht, bin ich heimgegangen.“ Erstaunt fragten wir den guten Vater, ob er sich krank fühle. „Nein“, sagte er, „ich bin nicht eigentlich krank, aber ich fühle, daß ich goduka,

heimgehe.“ Und so war es auch. Noch ehe die Sonne im Westen untergegangen, war mein Vater nicht mehr; er war heimgegangen.

Wir begruben ihn mitten in unserer Hütte, — so hatte er es ausdrücklich vor seinem Tode bestimmt — gaben ihm uralter Sitte gemäß alle seine Lieblings Sachen, wie Dose, Bierkrug, Assagai und Schild, Ringe und Perlenschmuck usw. mit ins Grab, rissen sodann die Hütte nieder, bauten über des Vaters Grab einen großen Steinbügel und verließen zuletzt die Gegend, wie ja das bei uns Sitte ist, wenn ein Mann von Ansehen und Bedeutung stirbt. Ich aber bildete fortan mit meinen Weibern und Kindern, sowie meinen Brüdern und ihrer ganzen Nachkommenschaft einen großen umuzi (Kraal), und alle gehorchten mir, als ihrem Herrn und Vater.“

Nachdenklich schwieg der Alte. „Infosazana“, begann er endlich, „ich denke, es ist für heute genug. Die Erinnerung an meine verstorbenen Eltern erfüllt mein Herz mit Wehmut und Trauer. Das nächstmal will ich dir dann von den Engländern erzählen, mit denen ich bald darauf in Berührung kam. Lebe wohl!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Missionsstation St. Joseph

Von Rev. Br. Flavian.

Auf unserer Neugründung „St. Joseph“, von der wir in der Januarnummer 1. J. zum erstenmale berichteten, geht es noch immer recht ärmlich her. Der ärgsten Not ist allerdings abgeholfen, auch hat das Innere des alten Burenhäuses inzwischen einen mehr klösterlichen Charakter bekommen. In Bälde soll auch in der dortigen Kapelle ein neues Altärchen aufgestellt werden. Rev. P. Eligius wurde durch Rev. P. Odilo ersetzt, und die Zahl der Brüder ist nun auf drei angewachsen. Einer derselben, Ven. Br. Flavian, sandte uns Mitte März 1. J. über die gegenwärtigen Verhältnisse daselbst folgenden Bericht:

Seit der zwei Monate, die ich nun bald hier bin, hatten wir fast beständig Regen. Höchstens 9 bis 10 Tage lang war das Wetter etwas freundlicher, und wir empfanden es als wahre Wohlstat, wenn endlich wieder einmal die liebe Sonne schien. Ein paar Monate zuvor stand die Sache umgekehrt: Es war Frühjahr, die Saatfelder waren bestellt, und alles warnte auf Regen. Unison: Tag für Tag brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Drunter in Mariannhill, und überhaupt der ganzen Küste entlang, gab es Regen im Überfluß; ja sogar im benachbarten Maria-Ratschiz, das nur eine Tagreise von hier entfernt ist, klagte man über zu viel Regen, wir dagegen hatten wochenlang keinen einzigen. Kurz nach Neujahr setzten endlich die Regentage ein und haben seitdem mit geringer Unterbrechung fortgedauert bis heute. Afrika ist eben das Land der Extreme.

Aufgangs war uns der Regen hochwillkommen; bald aber geschah des Guten zu viel, und gegenwärtig haben unsere Felder, in denen anfangs der Mais so hoffnungsvoll und üppig stand, großen Schaden gelitten. Unsere Farm ist von Hügeln und Bergen umgeben, der Boden aber ist lehmhaltig und läßt nur wenig Wasser durch. Seien nur große Regentage ein, so schießt das Wasser mit ungeheurer Gewalt von allen Höhen nieder und sammelt sich unten im Tal, wo die meisten Felder liegen, in gewaltigen Massen an. Die Strömung reißt förmliche Fluszbette mitten ins Ackerland hinein und

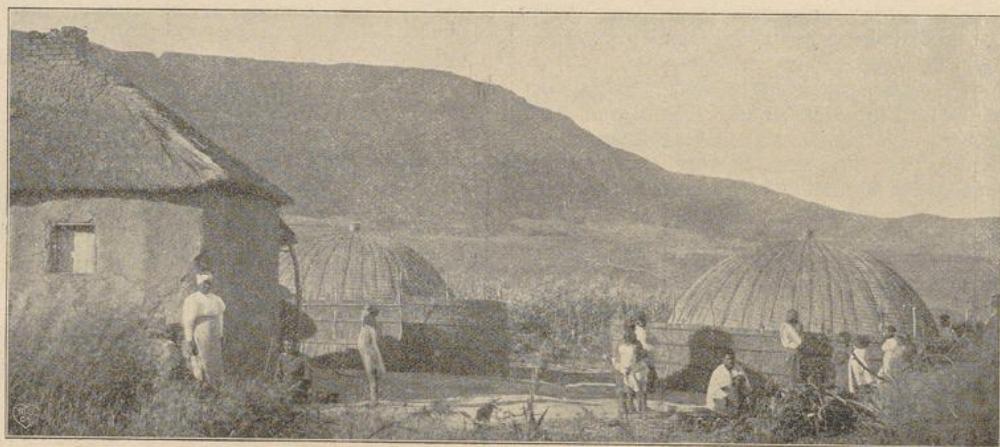
nimmt überdies von rechts und links in weiter Ausdehnung den fruchtbaren Humus mit sich fort. Je besser man den Acker bestellt hatte, d. h. je tiefer man ihn umgepflügt, und je sorgfältiger man ihn von Gras und Unkraut reingehalten hatte, um so schlimmer wird ihm mitgespielt.

Das einzige, was man dagegen tun kann, besteht darin, daß man rechtzeitig große Schüttgräben zieht, in denen das Wasser seinen natürlichen Ablauf findet. Auf hiegender Farm ist das doppelt notwendig, weil die große Ebene, in der unsere Felder liegen, fast gar kein Gefäß hat. Hält nun, wie das heuer der Fall war, der Regen tagelang an, so steht das Wasser auf dem zähen, lehmhaltigen Boden oft schuhhoch — stellenweise maßen wir 18 Zoll —, was natürlich auf die Dauer der Frucht sehr schaden muß.

Nicht minder gefährlich ist der massenhaft ange schwemmte Sand; denn der in der Nähe vorüber liezende Sand-River hat seinen Namen nicht umsonst. Gerade heuer hat er in einer einzigen Nacht

ist er stellenweise 30 bis 35 Fuß tief und überschwemmt große Strecken weit die an seinen Ufern liegenden Felder. Die Uferbänke selbst werden von Jahr zu Jahr weiter ausgewaschen. Daß unter solchen Umständen die Landwirtschaft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, liegt auf der Hand.

Leider liegt auch Blue-Bank, wo die Mehrzahl unserer Christen wohnt, jenseits des Sand-Rivers. Der Weg von dort bis nach „St. Joseph“ beträgt drei vierstündige Stunden. Seit ich hier bin, konnten die guten Leutchen bloß 3- bis 4mal hieher kommen, um die hl. Messe zu hören und der Sonntagspflicht genügen, und auch da mußten sie vor dem Passieren des Flusses alle ihre besseren Kleider ausziehen. Bruder Servulus hat bereits einen Plan entworfen, um dem Nebelstand abzuholzen. Er will nämlich einen großen Steg aus Drahtseilen über den Fluß bauen, konnte jedoch auf der ganzen drei (englische) Meilen langen Strecke nur drei Stellen ausfindig machen, wo er Hoffnung hat, seinen Plan durchführen zu können.



Batschitz. Christliche und heidnische Kraals bei der Station.

unsere schönsten Erntehoffnungen vernichtet. Als ich vorige Woche mit den Arbeitern auf's Feld ging, ließ einer derselben die Bemerkung fallen: „Bruder, heute haben wir viel verloren!“ Auf die Frage, was denn sie, die armen Käffern, die an sich fast nichts haben, verloren haben sollten, erwiderte er: „Heute Nacht ist ein solcher Regen gefallen, daß er unser ganzes Maisfeld zerstört hat.“ Tags darauf, einem Sonntag, ging ich mit Bruder Servulus, dem Stationskäffner, eigens hinaus, um nachzusehen, ob der Schaden wirklich so groß sei. Da konnten wir von den kleinen, dem Flüßufer entlang liegenden Maisfeldern einfach nichts mehr erblicken. Zur einen Hälfte hatte sie das Hochwasser mitgenommen, zur andern lagen sie unter'm Sand begraben. Am Montag ging ein auf unserer Farm wohnender Käffer mit einer Hacke hinaus, um mühsam die verschütteten Maiskolben wieder freizulegen; ob sich die Arbeit auch gelohnt hat, kann ich zur Zeit noch nicht sagen.

Bei einem größeren Rundritt, den wir später machten, fanden wir Stellen, wo das Hochwasser Löcher und Schlüchten von 20 bis 22 Fuß Tiefe mitten im Ackerfeld ausgehöhlte hatte. Ich habe vorhin den Sand-River erwähnt. Derselbe fließt etwa eine halbe Stunde von unserer Station entfernt unter vielen großen Krümmungen durch eine weite Ebene. Bei Hochwasser

Die Leute verdienen, daß man ihnen tunlichst entgegenkommt. Sie zeigen recht guten Willen und fragen oft, wann wir mit der eigentlichen Mission beginnen, eine neue Kapelle bauen und die Schule eröffnen wollen. Die jetzige Kapelle ist ein kleiner Raum von 11×14 Fuß und faßt bloß einige Personen; wer sonst dem Gottesdienst beiwohnen will, muß unter der kleinen Veranda Platz nehmen. Ein neues Altärchen soll ja, wie oben angekündigt, bald vom Mutterhaus kommen; allein zu dessen Ausstattung fehlt noch viel. Auch eine Joseph-Statue hätten wir hier in „St. Joseph“ recht gern, desgleichen die 14 Kreuzwegstationen. Doch da so vielseitig an die Opferwilligkeit unserer Leser und Wohltäter appelliert wird, getrauen wir uns kaum mehr, darum zu bitten.

Die Zahl der Schwarzen ist auf der eigenen Farm nicht allzu groß, dagegen sind die anstoßenden Bezirke sehr stark bevölkert. Die meisten von ihnen sind noch heidnisch, andere gehören den verschiedensten protestantischen Sekten, namentlich aber den Wesleyanern an; doch zweifle ich nicht, daß viele von ihnen zur katholischen Kirche übertraten würden, sobald sie nur Gelegenheit hätten, dieselbe näher kennen zu lernen. Die Erfahrung hat dies noch immer gelehrt.

Im übrigen vertrauen wir auf die Hilfe des hl. Joseph, des großen Schutzpatronen unserer Station.

St. Josephsgärtchen.

Der zwölfjährige Jesusknabe im Tempel.

(Fortsetzung.)

Jesus hatte schon ein paar Stunden so gelehrt, als Maria und Joseph auch in den Tempel kamen und bei Leviten, die sie dort kannten, nach ihrem Kinde fragten. Da hörten sie, daß er mit den Schriftgelehrten in der Lehrhalle sei. Da nun dies kein Ort war, wo sie hingehen konnten, sandten sie den Leviten hin, um Jesus zu rufen. Jesus ließ ihnen aber sagen, er wolle zuerst sein Geschäft enden. Das betrübte Maria sehr, daß er nicht gleich kam; es war dies das erstmal, daß er die Eltern fühlten ließ, er habe noch andern Befehlen zu gehorchen als den ihrigen.

Er lehrte wohl noch eine Stunde, und als alle widerlegt, beschämt und teils geärgert waren, verließ er die Lehrhalle und kam zu seinen Eltern in den Vorhof der Israeliten und der Frauen. Joseph war ganz schüchtern und verhundert und sprach nicht; Maria aber nahte ihm mit den Worten: „Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich so schmerzlich gesucht!“ Jesus war noch ganz ernst und erwiderte: „Warum habt ihr mich gesucht? Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ Sie verstanden dies aber nicht und begaben sich gleich mit ihm auf die Rückreise.

Die Lehre Jesu machte bei allen Schriftgelehrten großes Aufsehen. Einzelne schrieben sich die Sache auf als eine Merkwürdigkeit; und es war hie und da ein Gemunkel und allerlei läugenhaftes Gerede. Sie hielten aber den ganzen Vorgang unter sich vertuscht.

Als Jesus nach Nazareth zurückgekehrt war, sah ich im Hause der hl. Anna ein Fest bereitet, wo alle Jünglinge und Mägdelein von den Verwandten und Freunden versammelt waren. Es war das ein Freudenfest, das man im zwölften Jahre der Söhne feierte. Jesus war dabei die Hauptperson.

Es waren schöne Laubhütten über der Tafel errichtet; es hingen Kränze von Weinlaub und Ähren darüber; die Kinder hatten auch Trauben und kleine Brote. Es waren bei diesem Fest 33 Knaben, lauter zukünftige Jünger Jesu, und es hatte ihre Zahl einen Bezug auf die Lebensjahre Jesu. Jesus lehrte und erzählte das ganze Fest hindurch den andern Knaben eine ganz wunderbare Parabel von einer Hochzeit, wo Wasser in Wein verwandelt wurde, und die lauen Gäste in eifrige Freunde, und dann wieder von einer Hochzeit, wo der Wein in Blut und das Brot in Fleisch sollte verwandelt werden, und das werde bei den Gästen bleiben bis zum Ende der Welt als Trost und Stärke und als ein lebendiges Band der Vereinigung. Er sagte auch zu einem verwandten Jüngling mit Namen Nathanael: „Ich werde auf deiner Hochzeit sein!“

Von diesem zwölften Jahre an war Jesus immer der Lehrer seiner Gespielen. Er saß oft mit ihnen zusammen und erzählte ihnen; auch wanderte er in der Gegend mit ihnen umher. (Schluß folgt.)

Ein Ruf ins Kloster.

(Fortsetzung.)

Anna Katharina sah sich also endlich am heißen ersehnten Ziele: die Klosterpforte stand ihr offen.

Geistiger Weise kam sie nicht mit leeren Händen, hatte sie doch durch Übungen demütigster Armut und vollkommenster Selbstverleugnung den denkbar kostbarsten Brautschatz sich errungen, welchem ihr göttlicher Bräutigam selbst nun das kostlichste Kleinod beifügen wollte. Es war dies nichts Geringeres, als die Krone, die er selber auf Erden zu tragen sich gewürdigt hatte.

Es war im letzten Jahre ihres Aufenthaltes bei Kantor Söntgen, da betete sie einst mit großer Inbrunst auf der Orgelbühne der Jesuitenkirche zu Hoesfeld vor einem Kreuzixe. Plötzlich sah sie aus dem Tabernakel ihren himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings hervorkommen. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, in der Rechten trug er eine Dornenkrone. Er bot sie ihr zur Wahl an. Anna Katharina griff nach der Krone, die er ihr aufs Haupt setzte, und die sie selber mit beiden Händen fest an drückte. Sie erlitt unsägliche Peinen, die sie von nun an nie mehr verneinte. Die Erscheinung verschwand, und als Anna Katharina aus dem Gesichte kam, hörte sie das Klirren der Schlüssel, mit denen der Sakristan die Kirche schließen wollte. Sie ging mit ihrer Begleiterin, Klara Söntgen, die vom Geschehenen keine Ahnung hatte, nach Hause; von den ihr unerklärlichen Schmerzen um Stirn und Schläfe aufs Höchste gepeinigt, fragte sie ihre Freundin, ob sie nichts an ihrem Kopfe wahrnehme, was jene verneinte. Tags darauf war das Haupt über Augen und Schläfe bis nieder zu den Wangen stark angeschwollen; doch Blutungen begannen erst im Kloster, wo Anna Katharina sie vor ihren Mitschwestern sorgfältig zu verbergen suchte.

Wenige Tage, bevor sie die Welt verließ, um mit Klara Söntgen ins Augustinerinnen-Kloster zu Dülmen einzutreten, ging sie zum letztenmale ins elterliche Haus nach Flamske, um von den betrübten Eltern Abschied zu nehmen. In tiefster Rührung dankte sie für alle empfangene Liebe, bat Eltern und Geschwister herzlich um Verzeihung, daß sie ihnen nicht willfahren und dem Rufe Gottes in den Ordensstand nicht untreu werden könne. Die Mutter hatte als Antwort nur Tränen; aber ihr sonst so guter Vater war von bitterem Schmerz über die nun unwiderrufliche Trennung übermaut, daß er auf die demütige Bitte um einiges Reisegeld ihr entgegnete: „Wenn du morgen dich begraben lassen willst, werde ich gern die Begräbniskosten bezahlen, aber zum Gehen ins Kloster gebe ich dir nichts!“

Weinend und doch voll innerlicher Freude, so arm und entblößt vor allerirdischen Habe, dem Bräutigam entgegenzuseilen zu können, verließ sie Flamske, um sich Tags darauf mit Klara Söntgen nach dem nur wenige Stunden entfernten Dülmen bringen zu lassen. Geld besaß sie keines, an Kleidung nur, was die höchste Notdurft erforderte. Diese lag nebst dürftigem Bettzeug in einem Koffer, in den die Mutter außerdem noch heimlich ein Stück Leinwand gelegt hatte, um ihr geliebtes Kind nicht ganz ohne jede Gabe von sich scheiden zu lassen. Als Anna Katharina die Leinwand erblickte, wagte sie nicht, sie für sich zu behalten, sondern übergab sie der Klara Söntgen zum Dank, daß sie um ihretwillen die Aufnahme erhalten hatte.

Seit dem Bestande des Augustinerinnen-Klosters

in Dülmen war noch nie eine an zeitlichen Dingen so arme, aber an geistlichen Gütern so reiche Jungfrau in seine Mauern eingezogen. Mit schlechter Stimme bat sie die würdige Mutter, um Gottes willen als die Geringste des Hauses angenommen zu werden. Freudig wolle sie sich jeder Arbeit und Verwendung unterziehen, welche der Gehorsam ihr auferlegen werde. Aber es gelang ihr nicht, den allgemeinen Unwillen zu beschwichtigen, daß sie sich erfüllte, durch nie gehabte Dürftigkeit und ihre so schwächliche Gesundheit dem armen Kloster nur neue Lasten aufzubürden.

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Ratschluß.

In niederer Hütte, siech und frank
Ein armes Kind liegt auf der Bank,
Von kargen Lumpen kaum bedeckt,
In diesem Elend hingestreckt.

Und bei ihm sitzt ein armes Weib
Mit hohlen Blicken und magerem Leib,
Sie weinet ob des Kindes Not,
Wünscht sich und ihm den frühen Tod. —

Der Tod, er hört ihr Weinen nicht,
Vorüber an der Hütte dicht
Schleicht er und geht empor zum Schloß.
Dort liegt des Grafenhauses Sproß

In seidnen Decken wohl verwahrt.
Kein Mittel hat der Arzt gespart,
Auf seinen Wink harrt das Gesind,
Die Gräfin wacht beim franken Kind.

Es wacht an seinem Bett der Graf
Und prüft den Puls und prüft den Schlaf.
Und doch der Tod drängt sich herein
Und löscht der Augen hellen Schein! —

O sprich! Warum im Grafenhaus
Blies doch, o Tod, dein Odem aus
Das junge, hoffnungsvolle Licht?
Warum nahmst du das Würmlein nicht?

Dem doch in dunkler Zukunft Schoß
Verborgen liegt ein traurig Los?
Doch wie ich wollt' verzagen schier,
Dacht' ich im stillen so bei mir,

Als spräch' der Tod: Hätt' ich getan
Nach deinem unbedachten Plan,
Es wüßt' der reichen Eltern Herz
Von keinem Leid, von keinem Schmerz,
Und jener Armen wär' geraubt
Das einz'ge Glück, an das sie glaubt.

Franz Bonn.

Von Pavianen geraubt. (Fortsetzung.)

5. Kapitel.

Meine Ehe mit Stella war ungemein glücklich. Allerdings ganz reines und volles Glück ist hienieden gar nicht zu finden. Wie unser Hochzeitstag, so wurde auch unser Zusammenleben bald durch verschiedene Sorgen getrübt.

Drei Tage nach unserer Hochzeit bekam Herr Carson einen Schlaganfall. Als wir Mittags in seine

Wohnung kamen, fanden wir ihn sprachlos auf dem Sofa liegend. Wär erholte er sich wieder, doch nahmen jetzt seine Kräfte sichtlich ab. Dieser Zustand dauerte volle sieben Monate. Natürlich konnten wir unter solchen Umständen gar nicht daran denken, den Bahara-Kraal zu verlassen. Das bekümmerte mich tief, denn ich hatte ein eigenständiges, beängstigendes Vor-gefühl, als gehe Stella durch ihr längeres Verbleiben einer Gefahr entgegen; und dann wollte ich sie überhaupt nicht lange hier lassen, sondern sie tunlichst bald in die zivilisierte Welt einführen. Doch es war da vorläufig nichts zu wollen.

Da kam plötzlich das Ende unerwartet schnell. Wir sahen eines Abends neben Herrn Carsons Bett im großen Mittelbau, als er sich zu unserem Erstaunen plötzlich aufrichtete, nach der Decke schaute und mit starker, voller Stimme rief: „So bist du da! Ja, ja, ich vergebe dir, arme Frau! Ich weiß, du hast auch schwer gelitten!“ Mit diesen Worten sank er tot in die Kissen zurück. —

Was er da gesehen, und zu wem er gesprochen, weiß ich nicht; aber ich vermute, daß vor seiner sterbenden Seele das Bild jener Person auftauchte, die ihm Ehre und guten Namen geraubt, sodass er seine Heimat verlassen und die zivilisierte Welt mit der afrikanischen Wildnis vertauschen müsste. Ein gewisser Schleiter jedoch wird über diesem Geheimnis immer bleiben; wer sollte ihn auch lüften?

Stella ward durch den Tod des geliebten Vaters von Kummer und Schmerz ganz überwältigt. Vor meiner Ankunft war ihr der Vater einfach alles gewesen, auch ihr Lehrer, Erzieher, Gesellschafter und Ratgeber; begreiflich also, daß das gegenseitige Band, das sie umschlang, ein viel stärkeres und innigeres war, als es sonst zwischen Vater und Tochter zu sein pflegt. Sie trauerte so tief, daß ich ernsthafte Sorge um ihre Gesundheit hatte. Und wir waren nicht die einzigen, die sich grämen. Alle die umwohnenden Schwarzen hatten Herrn Carson „Baba“ genannt, und betrauerten ihn nun auch wie ihren Vater. Die Luft widerhallte von dem Wehklagen der Kinder und Frauen, und die Männer gingen gesenkten Hauptes einher und sprachen: „Die Sonne ist am Himmel untergegangen, und nur der Stern ist uns geblieben!“ — Nur Indabasimbi trauerte nicht. „Was hat das Leben für einen franken Mann zu bedeuten?“ sagte er; „und wäre der Inkozi früher gestorben, so wäre uns manches erspart geblieben.“

Am folgenden Tage begruben wir unseren lieben Toten draußen auf dem kleinen Kirchhof in der Nähe des Wasserfalls. Es war eine traurige Pflicht; Stella weinte viel, und all' meine Versuche, sie zu trösten, waren vergebens.

Am Abend saß ich allein, mein Pfeischen rauchend, im Freien. Es war ein heißer, schwüler Tag; Stella hatte sich niedergelegt; sie war sehr angegriffen. Da kam der alte Indabasimbi zu mir heran, grüßte und kniete sich zu meinen Füßen nieder. „Indabasimbi, was gibt's?“ fragte ich ihn. — „Sag', Makumasan, wann ziehest du nach der Küste?“ — „Ich weiß es nicht; der „Stern“ kann jetzt nicht reisen, wir müssen eine Weile warten.“ — „Nein, Makumasan, du darfst nicht warten, sondern mußt jetzt gehen, und der „Stern“ muß sein Glück in der Ferne suchen.“ — „Wie kommst du zu diesen sonderbaren Neuerungen?“ Indabasimbi blickte zuerst vorsichtig um sich und flüsterte mir sodann ins Ohr:

„Die Paviane sind zurückgekommen, und zwar zu vielen Tausenden; das ganze Gebirge ist voll davon?“ — „So? das wundert mich; ich wußte gar nicht, daß sie fortgegangen waren.“ — „Doch, sie gingen gleich nach deiner Hochzeit weg, alle, bis auf einen oder zwei; und jetzt sind sie zurück. Es sind ihrer so viele, daß ich glaube, es sind die Paviane der ganzen Welt. Ich sah eine Bergkuppe ganz schwarz davon.“ — „Iß das alles? Ich fürchte mich nicht vor einer Rotte von Pavianen.“ Ich sprach absichtlich so, denn ich merkte dem Alten an, daß er noch etwas auf dem Herzen habe.

„Nein, Makumasan, das ist nicht alles, sondern die Hauptzache ist dies: Hendrika, das Paviansweib, ist bei ihnen!“ — Man hatte seit Hendrikas Ausweisung nichts mehr von ihr gesehen und gehört. Ich gestehe, ihre Drohungen hatten mich damals etwas erschreckt, allein meine Gedanken waren nachher durch Stella und durch die Krankheit und den Tod meines Schwiegervaters dergestalt absorbiert worden, daß ich vollständig darauf vergessen hatte. Und jetzt singt Indabasimbi auf einmal wieder davon zu reden an. „Woher weißt du das?“ fragte ich ihn.

„Ich weiß es, weil ich sie selbst gesehen habe. Sie ist verkleidet, geht in Paviansfellen einher und hat ihr Gesicht schwarz gefärbt; aber ich habe sie dennoch erkannt. Denn als ihr einmal das Fell beiseite rutschte, habe ich ihren weißen Arm gesehen. Ja, Makumasan, sie ist zurückgekehrt, hat eine Unzahl Paviane mit sich gebracht und geht sicherlich auf großes Unheil aus. Verstehst du jetzt, weshalb ich vorhin sagte, du müßtest fort von hier und zwar möglichst bald?“

„Ich sehe zwar nicht ein, was uns die Paviane sollden schaden können; doch du hast recht; es ist besser, wir gehen. Mir ist ohnehin diese Einöde zum Ekel geworden: ich möchte wieder bei zivilisierten Menschen sein. Morgen können wir die Wagen bereit machen, und übermorgen werden wir reisen. Doch höre, Indabasimbi, sage dem „Stern“ nichts von den Pavianen. Sie möchte sich sonst fürchten. Die arme Frau hat schon Kummer genug wegen des Todes ihres Vaters. Mit den Indunas dagegen sollst du darüber reden. Mach' sie auf die Gefahr aufmerksam und sag' ihnen in meinem Namen, sie sollden rings um unsere Bauten und Gärten Wachen aufstellen und dort Tag und Nacht auf Posten stehen.“

Er ging, und ließ mich in großer Unruhe zurück.

Es war doch eine sonderbare Geschichte das! Daß Hendrika die Fähigkeit habe, mit Pavianen zu reden, wußte ich; denn ich war selbst einmal Zeuge davon gewesen. Aber daß sie sollden imstande gewesen sei, diese Tiere aus allen Himmelsgegenden zusammenzurufen, und daß sie nun dieselben mit ihrem Willen beherrsche und zu ihrem Nachwerk nach Belieben kommandiere, das schien mir so unglaublich, daß sich nach einigem Ueber-



Der kleine Findling.

legen all' meine Furcht wieder verlor. Trotzdem wollte ich abreisen. Stella war jetzt allerdings angegriffen und befand sich außerdem in gesegneten Umständen, sonst aber war sie gesund und von Jugend auf an allerhand Strapazen gewöhnt.

Ich ging also zu ihr hinein und erklärte ihr, ohne von der Pavianengeschichte ein Wort zu verlieren, daß ich die Babians-Kraale möglichst bald verlassen wollte. Ich sagte, es wäre unsere Pflicht, den Willen ihres

füllen. Sie stimmte bei; seit ihr lieber Vater tot sei, sagte sie, wolle sie nicht länger hier bleiben und sei froh, möglichst schnell fortzukommen; sie fühle sich stark und könne die Reise ganz gut machen.

Am folgenden Morgen war ich früh auf, die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Die Bestürzung der Schwarzen, als sie hörten, daß wir sie verlassen wollten, war Mitleid erregend. Ich konnte sie nur dadurch beruhigen, daß ich sagte, ich würde über's Jahr wieder zurückkommen. Die guten Leute sagten, sie hätten im Schatten ihres „Baba“ gelebt, der nun tot sei. Er habe sie aufgenommen, als sie als arme, obdachlose Wanderer zu ihm kamen, ohne eine Decke, sich darin einzuhüllen, und ohne eine Matte, um darauf zu liegen. Nun sei er leider gestorben, allein der „Stern“, seine Tochter, habe mich geheiratet, und sie hätten geglaubt, ich würde ihres Vaters Stelle einnehmen, und sie könnten fortan in meinem Schatten leben. Was sollten sie anfangen, wenn niemand mehr da sei, sie zu schützen. Bisher hätten die andern Stämme aus Durchi vor dem weißen Manne nicht gewagt, sie anzugreifen; wenn er aber ginge, würden sie aufgesprengt und ihre Kraale niedergestampft werden. . . . Ach, da war nur zu viel Grund für ihre Befürchtungen! —

Gegen Mittag kehrte ich in meine Wohnung zurück. Stella sagte, sie wolle im Laufe des Nachmittags einpacken, und ich hielt es somit nicht für nötig, sie vor dem Alleinausgehen zu warnen. Warum sollte ich sie auch erschrecken und ihr von den Pavianen und Hendrika erzählen? Das konnte ich später, nachdem wir einmal von hier fort waren, auch noch tun. Kurz nach dem Mittagessen ging ich zu den Kraals der Ein geborenen hinab, um das Vieh auszusondern, das Herrn Caron gehört hatte, denn ich wollte es mit nach Durban nehmen, wo ich es um einen guten Preis verkaufen konnte. Es war eine große Herde und das Geschäft nahm mich mehrere Stunden vollauf in Anspruch. Endlich kurz vor Sonnenuntergang ließ ich Indabajimbi zurück, die Arbeit zu vollenden, stieg auf mein Pferd und ritt heim.

Dort angekommen, gab ich das Pferd einem der Stalljungen und ging in den großen Mittelbau. Stella war nirgends zu sehen; am Boden aber lagen eine Menge Sachen herum, mit deren Einpacken sie beschäftigt gewesen war. Ich ging durch das Schlafzimmer und von da durch die andern Räumlichkeiten, ohne eine Spur von ihr zu erblicken. Ein Kaffernjunge aber, der im Garten arbeitete, sagte mir, der „Stern“ sei mit Blumen in Begleitung des kleinen weißen Mädchens nach dem Gottesacker gegangen, als die Sonne „dort“ stand. Dabei zeigte er nach einer Stelle am Horizont, wo sie vor ungefähr anderthalb Stunden gestanden haben möchte. Auch die beiden Hunde seien bei ihr gewesen. — Ich lief sofort dem Gottesacker zu, der ungefähr 5 Minuten von den Marmor kraalen entfernt war. Ich weiß nicht, weshalb ich mich so sehr um Stella ängstigte. Die Sache lag doch ganz einfach: sie war zu ihres Vaters Grab gegangen, dort Abschied zu nehmen und es zum letztenmale mit Blumen zu schmücken. Aber daß sie solange ausblieb? Sie konnte doch schon längst zurück sein? Und dann hatte sie noch so viel zu tun, ihre Sachen einzupacken. —

Auf dem Gottesacker traf ich einen meiner Käffern. Er war aufgestellt worden, den Platz zu bewachen, rieb sich aber gähnend und schlaftrunken die Augen. Offen-

bar hatte der famose Wächter geschlagen. „Hast du den „Stern“ nicht gesehen?“ fragte ich. Er hatte nicht gesehen, was bei einer solchen Schläftüte auch begreiflich war. Ich befahl ihm, mir zu folgen und ging in den Gottesacker hinein. Auf Herrn Carons Grab lagen die weckenden Blumen, die offenbar Stella hingelegt hatte; doch, wo war denn sie selbst und Tota, das kleine Mädchen? —

Ich lief vom Kirchhof weiter hinaus und rief mit lauter Stimme ihren Namen. Doch es erfolgte keine Antwort. Inzwischen hatte sich auch der Käffer darangemacht, ihre Spur zu finden. Er folgte den für sein scharfes Auge im Sande sichtbaren Fußstapfen, bis er nach ungefähr hundert Schritten zu einem Mimosengebüsche kam, das zwischen dem Fluß und dem alten Marmorbruch, gerade über dem Wasserfall lag. Hier hielt er inne und ich hörte ihn einen hangen Schrei ausstoßen. Sofort eilte ich hinzu, zwang sie durch die Bäume durch und gewahrte nun mit Entsetzen folgendes: Der kleine offene Raum in der Mitte der Lichtung war offenbar der Schauplatz eines hitzigen Kampfes gewesen. Die weiße Erde zeigte die Spuren von drei Paar menschlicher Füße, zwei waren beschuht, das dritte nackt. Wer konnte das gewesen sein? Wer anders als Stella, Tota und Hendrika? — Doch dies war nicht alles. Dicht dabei lagen die Überreste meiner zwei Hunde und eines Pavians. Letzterer war von den Hunden in die Kehle gebissen worden und war noch ganz tot. Rings herum aber waren die Spuren zahlloser Paviane. — Da kam ein Entsetzen über mich, daß ich glaubte, wahnsinnig werden zu müssen! —

Es war schreckliche, nicht zu leugnende Tatsache: Stella, mein liebes, gutes Weib, und Tota, das arme, unschuldige Mädchen, waren von Pavianen geraubt worden! Getötet waren sie nicht, sonst hätten wir von ihren Überresten etwas entdecken müssen. Sie waren fortgeschleppt worden! Die gräulichen Ungeheuer hatten sie, nach dem Befehle Hendrikas handelnd, nach irgend einer verborgenen Höhle geschleppt, um sie dort zu behalten, bis sie starben, oder sie grausam ums Leben zu bringen! —

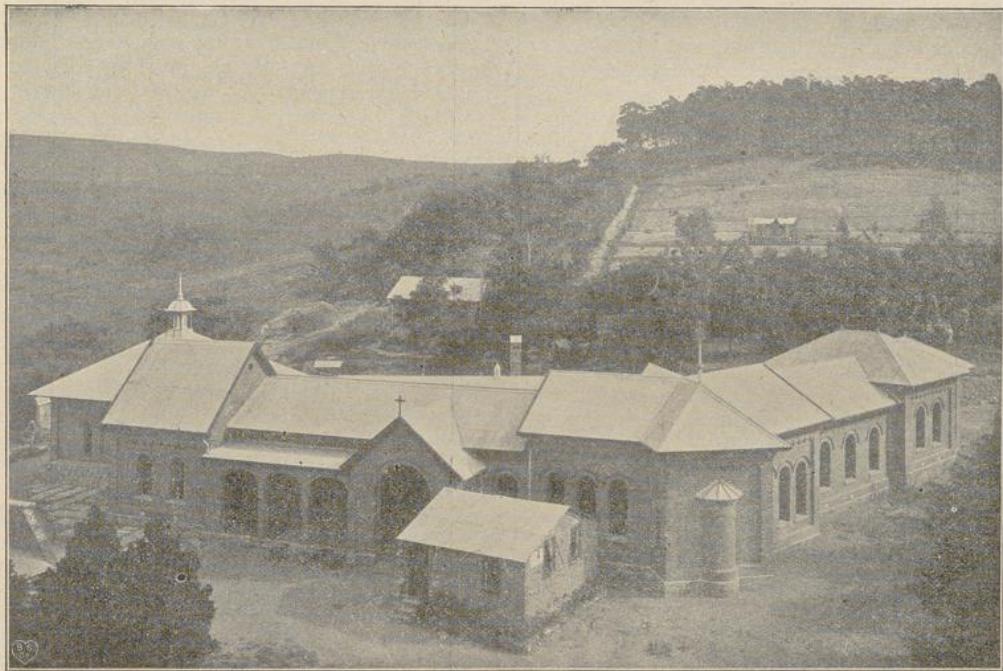
Ansangs, wie gejagt, glaubte ich wahnsinnig zu werden. Dann aber ermannte ich mich aus meiner Betäubung. Ich befahl dem Käffer, eiligt zurückzulaufen und aus allen Kraals die Leute zu alarmieren. Sie sollten mit ihren Waffen kommen und mir meine Elefantenflinte nebst Munition mitbringen! — Er lief wie der Wind, ich aber wandte mich, noch weiter die Spur meiner Lieben zu verfolgen. Einige Schritte war sie noch ziemlich deutlich — Stella war geschleppt worden. Ich konnte sehen, wo ihre Fersen den Boden berührten. Das Kind war vermutlich getragen worden, von ihm entdeckte ich nicht die geringste Spur. Ich kam zum Flüßufer. Das Wasser war seicht, und Hendrika war darin mit ihrer Beute aufwärts gegangen, offenbar um die Spur zu verwischen, denn sie führte am jenseitigen Ufer nicht heraus; im Wasser aber war ein mir wohlbekannter, mit Moos bewachsener Stein umgeworfen worden. Ich lief ein Stück weit der Schlucht entlang und hoffte noch immer sie zu erblicken. Da vernahm ich in den Klippen über mir ein Gekläff; es wurde von andern beantwortet, und dann sah ich zwischen den Bergen zahllose Paviane, die sich eilends niederschwangen, mir den Pfad zu versperren. Unbewaffnet hier weiter zu gehen, wäre eine gewagte Sache gewesen; sie hätten mich sicher wie

die Hunde in Stücke gerissen. So kehrte ich um und sloh eiligst nach den Marmorkraalen zurück.

Schon hatte mein Vate die ganze Ansiedlung alarmiert; denn hausenweise rannten die Schwarzen mit Keulen, Schilden und Assagais bewaffnet meiner Wohnung zu. Hier begegnete ich dem alten Indabasimbi. Sein Gesicht war aschgrau. „So ist der Schlag geschehen, Makumasam!“ — „Er ist geschehen; sag' mir, was soll ich tun?“ — „Bewahre guten Mut, Makumasam! Stella ist nicht tot, und auch das kleine, weiße Mädchen lebt; und wir werden sie finden, bevor sie sterben. Bedenke, Hendrika liebt sie, liebt sie über alles mit einer ganz nährischen, eifersüchtigen Liebe, und wird den Pavianen nicht gestatten, ihr ein Leid zuzufügen. Dagegen wird sie alles versuchen, Stella vor dir zu verstecken und das ist schlimm genug!“

Was war geschehen? Das ahnunglose Kind hatte mit einer Dynamitpatrone, welche sein Vater von Johannesburg mitgebracht hatte, gespielt. Es bohrte mit einem Nagel an der Kapsel herum und nahm zuerst einen Stein und schlug darauf, bis auf einmal die Patrone unter furchtbarem Knall zerplatze und dem armen Mädchen die linke Hand total zerstörte. —

In der Not wandten sich nun die erschrockenen Angehörigen des Kindes an uns; denn wer anders konnte ihnen da helfen? Ein erfahrener Arzt war weit und breit nicht zu haben, und wenn auch, wo ist der Käffner zu finden, der unter den hiesigen Verhältnissen einen weisen Doktor bezahlen kann? Der Vater hatte zudem ein böses Gewissen; er hatte die Patrone in Johannesburg heimlich entwendet und fürchtete nun eine empfindliche Strafe, falls die Sache beim Magi-



Das neue Krankenhaus in Mariannhill.

„Gott gebe, daß wir sie finden mögen!“ stöhnte ich. „Sieh es ist Abend und bald wird es dunkel werden.“

„In drei Stunden geht der Mond auf“, erwiderte Indabasimbi; „wir wollen sie bei Mondchein suchen. Gest aufzubrechen, wäre nutzlos. Laß uns die Männer verhameln; sie sollen Speise zu sich nehmen und alles bereit halten. Hier gilt das Sprichwort von eud; Weizen: „Eile mit Weile!“ —

Es war in der Tat nichts Besseres zu tun, und so fragte ich seinem Rat. (Fortsetzung folgt.)

strat ruchbar würde. Also wir sollten da helfend eingreifen.

P. Rektor ritt sofort persönlich nach Ziguudu, um zu sehen, was zu machen sei. Er fand das arme Kind, das inzwischen nach der genannten Außenstation gebracht worden war, von Schmerz und Blutverlust ganz erschöpft. Die mittleren drei Finger waren vollständig weggerissen, der kleine hing noch etwas an der Hand, war aber ganz zerstört, desgleichen der Daumen stark verwundet; überdies war aus der inneren Handfläche ein großes Stück herausgerissen, und die offen liegenden, zerschmetterten Knochen waren gräßlich anzusehen. — Die Käffner hatten nach ihrer Manier die verstümmelte Hand in eine Menge schmutziger Lappen eingewickelt, was natürlich die Gefahr einer Blutvergiftung nur vermehrte. P. Rektor ließ die blutdurchtränkten Lappen sofort hinwegnehmen und sorgte vor allem für eine gründliche Reinigung der Wunde. Nachdem das geronnenen und gestochte Blut abgewaschen worden war, wurden die herabhängenden losen Fleischstückchen entfernt, eine Arbeit, die fast die ganze Nacht

Aus dem Missionsleben in Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

Am 22. November 1908 kam spät am Abend — die Sonne war schon untergegangen — ein heidnischer Mann nach Keilands geritten und bat um Hilfe für ein zehnjähriges Mädchen, das drüben über'm großen Kei-River in nächster Nähe unserer Außenstation Ziguudu einen schweren Unfall erlitten hatte.

in Anspruch nahm. Von der ganzen Umgegend aber waren eine Menge Heiden zusammengeströmt, um Zeugen des unerhörten Schauspiels zu sein. Die Schwarzen selbst sind in solchen Fällen einfach ratlos. Sie stehen in Haufen um den Kranken herum, schauen ihn traurig an und warten gelassen das Ende ab.

Im Laufe des nächsten Vormittags wurde das erschöpste, sterbenskränke Kind nach Leiland's gebracht. Mit ihm kamen die Mutter, die Großmutter und noch ein paar der nächsten Anverwandten, die alle in einem nahen Kraale untergebracht wurden. Wir fanden das leidende Kind in großer Schwäche; es lag so still und ruhig da und gab keinen einzigen Laut von sich. Nur wenn der Verband erneuert, und die Wunde gewaschen wurde, wimmerte und stöhnte es leise. Wir alle glaubten, der einzige Weg zu seiner Rettung wäre die Amputation der ganzen Hand und des Vorderarmes bis zum Ellerbogen. Doch wer sollte sie vornehmen? Wir selbst konnten und durften das nicht, und einen europäischen Arzt zu rufen, wurde uns von den Angehörigen des Mädchens nicht gestattet, hätte auch wahrscheinlich nichts mehr genützt; denn bis zur Ankunft des Chirurgen wären sicher einige Tage verstrichen, und bis dahin war das todschwache Kind wohl kaum mehr am Leben. Da also für seine leibliche Genesung soviel wie keine Hoffnung mehr war, wollten wir wenigstens seine Seele retten, und begannen mit der Vorbereitung zur hl. Taufe. Dabei folgte eine Überraschung auf die andere.

Das kalte Mädchen, das bisher so still und ruhig dagelegen war, schlug plötzlich die großen, schwarzen Augen auf, schaute verwundert umher und stieß mit großer Lebhaftigkeit die Worte hervor: „Wo bin ich denn? Muß ich jetzt sterben? Ich will noch nicht sterben!“ . . . P. Missionär fragte sie: „Kleine, willst du in den Himmel kommen?“ — „Nein!“ — „Aber es ist dort oben so schön, und du wirst dort so glücklich sein auf immer. Vorher mußt du dich aber taufen lassen; willst du das?“ — „Andazi, andazi, ich weiß es nicht! Ich verstehe nicht, was du sagst.“ —

Das Mädchen war eben noch ein reines Heidentinkind, hatte bisher von Himmel und Ewigkeit, von Taufe, Gott, Bekehrung usw. nichts gehört, und daher waren ihm diese Worte ein leerer Schall, bei denen es sich nichts denken konnte. Es war etwa, wie wenn man zu einem Blindgeborenen von der Schönheit der Farben spräche. Doch allmählich, nach manigfacher Erklärung, begann das Kind doch zu begreifen und war schließlich so weit, daß es sich willig taufen lassen wollte; allein die Sache hatte noch einen anderen Haken. Wir fragten uns unwillkürlich: Wie aber, wenn das Kind nach Empfang der hl. Taufe nicht stirbt? Von 100 weißen Kindern würden allerdings 99 unter solchen Umständen erliegen, die schwarzen aber halten da ganz Unglaubliches aus. Gesezt also, es kommt mit dem Leben davon und kehrt nachher wieder in seinen Kraal und die ganz stochheidnische Umgebung zurück, was dann? Wohl geben jetzt seine Angehörigen die Einwilligung zur Taufe und versprachen auch, es später in unsere Missionschule nach Ziguudu zu schicken, allein kann man sich auf so ein Versprechen auch verlassen? Der Großvater des Mädchens ist zugleich Induna des Oberdienstes Tihabalala, des heiligsten Gegners unserer neueroßneten Schule in Ziguudu. Kurz, der Bedenken gab es da mancherlei, doch sie alle wurden mit einem Schlag gelöst. Am 25. Nov. trat nämlich bei dem Kinde eine solche Verhüllung seines Zustandes

ein, daß der Tod nahe schien. Der Puls schlug wohl 150mal in der Minute. Da spendete ihm P. Rektor ohne weiteres die Notlaufe und gab ihm dabei den Namen „Katharina“.

Und siehe: kurz darauf fällt das Kind in einen sanften Schlummer, und von da an bessert sich sein Zustand von Tag zu Tag. Unsere Schwester Arkadia tut aber auch alles Mögliche, die Kleine zu retten. Die wunde Hand wird jeden Tag zweimal verbunden und durch antiseptische Umschläge so rein gehalten, daß sich gar keine Eiterung bildet, kurz, die Hand beginnt zu heilen, und am 8. Dezember, am schönen Fest der Unbefleckten Empfängnis, steht unsere kleine Katharina schon im blauweißen Kleidchen im Missionskirchlein, wo nun die Taufzeremonien nachgeholt werden, und um Weihnachten, also kaum vier Wochen nach ihrem Unglücksfall, ist sie schon wieder daheim im elterlichen Kraal. Gegenwärtig hüpf und springt sie mit ihrer verstimmlten Hand so lustig und munter umher, wie zuvor und ist bereits in die Liste der Schulkinder zu Ziguudu eingetragen. —

Dieses Vorkommen mit Katharina hatte für unsere hiesige Mission die weittragendsten Folgen, namentlich aber für unsere Außenstation Ziguudu, wo wir erst wenige Wochen zuvor die Schule neueröffnet hatten. Die göttliche Besehung weiß eben alles zu unserem Besten zu lenken. Bekanntlich hatten wir anfangs bei unseren Missionsversuchen unter den Tembus mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Volk ist an sich von rohem, sinnlichem Charakter, und hegte obendrein eine Menge Vorurteile gegen uns, die fremden, neuangekommenen Missionäre. Seit jenem Vorfall aber hat sich ihr Benehmen wesentlich geändert, und zwar nicht bloß bei einzelnen, sondern bei der großen Mehrzahl. Sie lassen die alten Vorurteile mehr und mehr fallen und benehmen sich in allem viel höflicher und entgegenkommender als früher.

Das Liebste aber ist uns, daß sie immer zahlreicher ihre Kinder in unsere dortige Schule schicken. Ende Dezember, also am Ende des Schuljahres, hatten wir in Ziguudu etwa 20 Kinder. Davon waren einige schon katholisch, ein paar protestantisch, die übrigen Heiden. Wohl hatte man uns fürs neue Schuljahr mehrere Kinder versprochen, doch allzu große Hoffnungen konnten wir darauf nicht setzen, denn die heidnischen Eltern sind bei solchen Entschlüssen äußerst wankelmüsig. Am 25. Januar begann das neue Semester, und siehe, da kamen nicht nur unsere bisherigen Schüler vollständig wieder, — was hierzulande schon etwas heißen will, — sondern 22 neue dazu. Eine Woche später hütten wir 50, dann 55, und gegenwärtig (19. Februar 1909) 65 Schüler, und noch immer ist deren Zahl im Wachsen begriffen.

Das Interessanteste aber ist dies: Jener rohe Heide, von dem wir vor einigen Monaten (Vergleiche April-Nr. S. 80) erzählten, er habe unsern P. Rektor vor allem Volke gräßlich beleidigt, und ihm mit Schlägen gedroht, schickt nun vier von seinen Jungen nebst einem Mädchen in unsere Schule. Er bedauert seine damaligen Exzeze überaus und ist auf jede Weise darauf bedacht, sein Unrecht wieder gut zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche für christliche Familien.

Eine üble Gewohnheit kostet mehr als zwei Kinder.
Guter Lohn macht hurtige Füße und Hände.
Richtige Rechnung hält gute Freundschaft.

Man soll nicht mit sechs Pferden fahren, wenn man nur für zwei Futter hat.

Genug ist besser als zuviel.

Man soll die Morgenuppe nicht zu fett machen, damit man des Abends auch noch etwas habe.

Rüben am eigenen Tisch sind besser, als anderswo Fleisch und Fisch.

Gute Tage kosten Geld.

Was man am Sonntag verdient, ist schon verloren, ehe der Werktag anbricht.

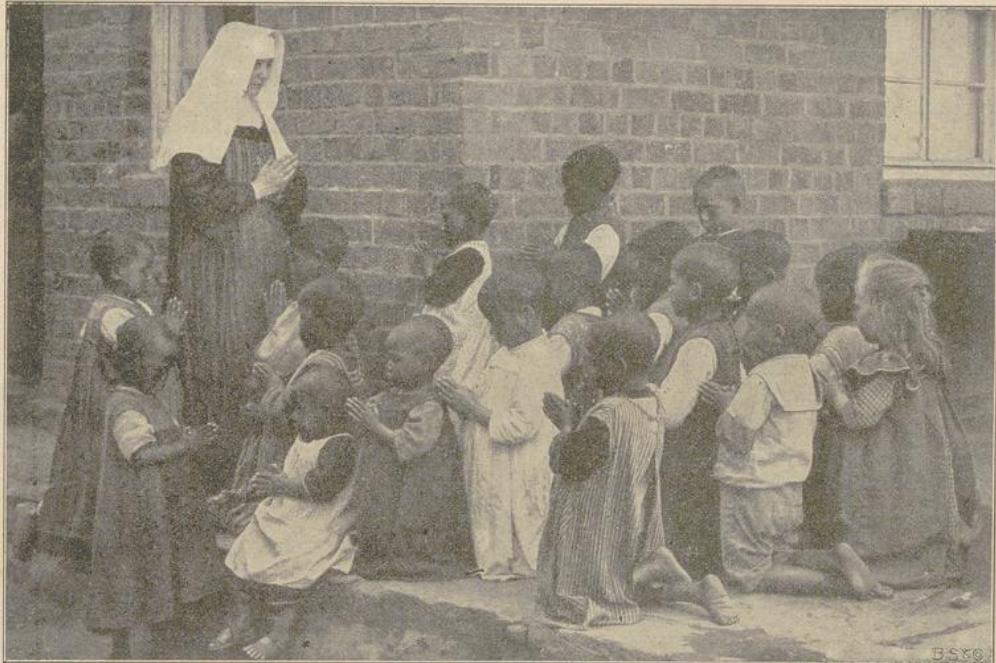
An Feiertagen gesponnen, hält nicht.

Beten, Frühauftreten, Almosengeben und in die Kirche gehen sind vier Dinge, die nicht leicht arm werden lassen.

Nur da ist Glück im Haus, wo Gott der Herr ist, und wo alle bemüht sind, den Willen Gottes zu erfüllen.

es war der einzige Faden, an dem ich mich gerettet habe; alles andere hat nichts geholfen."

Laut Telegramm ist der Hochwürdigste Herr Abt P. Franz Pfanner, der Gründer von Mariannhill in Südafrika, im 84. Lebensjahr gestorben. Näherer Bericht folgt. Die Seele des Verstorbenen wird dem Gebete der Vergißmeinnicht-Leser empfohlen. R. I. P.



Christliche Kinder beten den Angelus.

Ave Maria.

Ave Maria. Clemens Brentano, einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller, schrieb im Jahre 1836 an seine Nichte: „Als ich, früh einfach katholischer Sitte entwöhnt, ohne Segen, durch allerlei Erziehungsmethoden der Scheinwisserei und Schönföhrelei überlistet, endlich durch das Babylon des Geiachmackes ohne Glauben hinirrte und in Norddeutschland außer der Kirche ohne Steuer und Mast, wie Robinson auf einer Sandbank, gestrandet war, lag ich nachts in großen Seelenleiden auf meinem Lager und dachte an die ganze wüste Schiffahrt nach der Entdeckung der neuen Welt zurück, ob denn gar kein Punkt sich finde, woher ich Rettung erschreien könne. Da gedachte ich, daß ich, als kleiner Knabe manchmal von einer gewissen Frische erweckt, nachts meine Mutter über mich gebeugt an meinem Bett sah, die das „Ave Maria“ und das Gebet an meinen Schutzengel über mich betete und mir das Kreuz auf die Stirne machte. — Daran knüpfte ich an und suchte die Kindergebete wieder zusammen:

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Roth, Untermaßertal, Eisenstein, Osterhofen, Weiler, Garmisch, Weßelsberg, Hettingen, Günzburg, Kressl, Bockum, Dintlage, Venhausen, Rößhaupten, Rottweil, München, Reichenbach, Ottobeuren, Hauffach, Surburg, Engen, Betra, Oberwühl, Neufrich, Kollbach, Bodenmais, Borthal, Mondfeld, Stadtprozelten, Freudenberg, Langenbrücken, Eggenthal, Höfweier, Oberwittighausen, Gablingen, Triberg, Hochheim, R. S., Schmidhofen, Nebelschütz, Motten

Eine Person hat 100 Frs. geschenkt für eine Kirche in Detting oder Mari St. Stella.

Danksgaben

sind eingegangen aus: Bruck a. d. Leitha, Raumweil, Distelhausen, Schäffstadt, Zips, Linz, Wien, Graz, Langenbrücken, Stadtprozelten, Mondfeld, Aschaffenburg, Osterhofen.

Gebets-Empfehlungen.

Mehrere Kranke. Einige um Belehrung. Schwer Bedrängte. Glückliche Standeswahl. Bewahrung der Unschuld. Halsleidende. Um Frieden. Um Fortgang im Lernen. Glück und Segen im Geschäft und Frieden in der Familie. Um gute Stellung. Glück. Ausgang eines Prozesses. Ganz besonderes Familienanliegen.

Jähzorniger Mann. Um gute Anstellung. Beseitigung von Feindschaft zwischen Verwandten. Um Arbeit in einem katholischen Geschäft. Befreiung von einem Nebel und Bewahrung der Unschuld. Glückliche Heirat. Ein auf Abwege geratener Familienvater. Ein Sohn um gute Aufnahmestellung in eine höhere Schule. Ein geisteskranke, schwachsinnige Knabe. Ein dem Trunte ergebener Tochtermann. Eine ganze Familie um Stärkung im Glauben. Ein Mann, der seit Jahren nicht mehr gebeichtet hat. Eine augenleidende Tochter. Ein schweres Anliegen. Guter Ausgang eines Prozesses. Ein schweres körperliches Leiden. Eine Frau, die ohne die hl. Sakramente starb. Eine Tochter, welche den Wunsch hat, katholisch zu werden. Eine Frau um Gesundheit und glückliche Riederkunft. Ein Mann um Verdienst. Um glückliche Entbindung und Friede und Einigkeit. Eine alte Frau. Zwei Familien in ihren Anliegen. Eine schwermüdig gewordene Wohltäterin. Eine magenfranke Frau. Eine Sr. und ein Mädchenheim. Eine schwer bedrangte Familie in schwerem Anliegen. Um glückl. Sterbtime. Um gute Kindererziehung. Glückliche Entbindung. Mehrere Anliegen. Ein Arzt um Bestehen des Staatsexamens. Ein mit Krämpfen behaftetes Kind. Brautleute um glückl. Ehestand. Ein langwährendes Magenleiden. Ein verstorbener Vater. Schwer bedrangte Frau.

Dieß und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Trappistengemeinde, der Missionsschwestern, der schwarzen Kinder, der Neubefehlten und aller Leser des Bergkmeinrich.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Meßbundes sind gestorben und werden dem kommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Michael Mayer, Gerbrunn. Anton Harpaitner, Engelmannsberg. Elise Paulhuber, Mösling. Fr. A. Mich. Fritz und Theres Milly, Erstein. Barbara Kuri, Gaußtölzbrunn. Karolina Speckert, Langenbrücken. Bernhard Braun, Edmund Braun, Karlsruhe. Peter Brätori, Säufenbach. Kunig. Wintler, Amberg. Gebhard Krug, Fr. Beersbach. Anna Imbholz, Dillingen. Barbara Martin, Unterläups. Maria Imfeld, Sarnen. Johann Wies, Waldshut. Maria Trotter, Vilpian. Anna Rieger, Sand. Magdal. Schaubmeier, Linz. Josef Zimmermann, W. Neustadt. Elias Stieflbauer, St. Valentin. Fanny Peiffer, Freiburg. R. N. Arnstorf. Georg Stahl, Unternau. Anna Liehr, Gorlau. Josefa Weißhal, Gneisen. Kunibert Morath, Wutöschingen. Maria Keller, Alsfeld. Michael Bloß, Würzburg. Josef Kuttinger, St. Pölten. Theres Tittmojer, Mariapfarr. Aloisia Neuwirth, Alsfeld. Kathi Brand, Gleinstätten. Michael Teifel, Kirchberg a. d. R. Anna Maria Kauderhof, Nieder-Emans. Anton Kiegler, Weiz. Elisabeth Staffelbauer, St. Valentin. Franz Groß, Deggendorf. Schluckenau. Josef Kölberger, Stefan Grotic, Schulinspektor, Barasdör. Matthäus Abreden, Rantweil. Petr Propst, Utendorf. P. Marian Wenger, Seitenstetten. R. N. Rantweil. Anna M. Louise Schmidt, Köln. Kath. Virgel, Rheinhausen. Anna Lünnighans, Warendorf. Karl Geile, M. Gladbach. Fr. Engelsta, Dinslak. Hauptlehrer Dehmen, Cappellen. Petchen Maah, Köln. Herrn Gondorf (Sohn), Metternich. Theresia Schent, Heiligenfelde. Maria Marx, Köln. Nestor Jakob Bong, Köln. Heinrich Kleinschneider, Lette. Anna Bär und Herr Bödeker, Effen. Anton Alois Kraus, Roetgen. Pauline de Kod, Bottrop. Anna Gertrud Brochhausen, geb. Oermann, Eich. Katharina Weiers, Bottrop. Josef Mertensmeier, Eilen. Bernhard Eppig, Geislar. Wm. Josef Kremer, Osterath. Wm. Hermann Hausmann, Vorbeck. Fr. Jos. Brandenbergs, Justizrat, Neub. Frau Heinr. Blumenthal, Godesberg. Frau Pfister-Pünd, St. Gallen. Hans Stierli, Apotheker, Altendorf. Erzpriester Paul Stinner, Gramschü. Pfarrer Carolus Bludau, Kreuzen. Antonie Gerstner, Würzburg. Sebastian Schwarzmüller, Pettstadt. Lidwina Wintler, Gundelfingen. Xaver Buchberger, Altomünster. Maria Wibel, Hirrlingen. Constantin Frey, Pfarrer, Thalheim. Frau Major Brahm, Sonthofen. Marg. Kempf, Pottenstein. Andreas Günther, Maibach. Thelka Abberger, Griesbaderzell. Victoria Schneider, Wössingen. Fridolin Tröndle, Rösel. Joh. Adam Sturm, Dahlen. Antonie Schwarz, Neßelwang. Theres Eder, Altötting. Franz Jos. Grein, Mondfeld. Mrs. Schmidt, Dubuque (Iowa). Katharina Mansfield, Nashville (Tenn.). Katharina Englert, Leonhard Eppig und Margaretha Eppig, Brooklyn (N. Y.). Florena Huf, Buffalo (N. Y.). Mr. Heimann, Clifton (Kan.).

Der Redakteur des Bergkmeinrich bittet alle unsere geehrten Leser und Leserinnen um das Gebet für seine am 12. April l. J. in ihrem 92. Lebensjahr verstorbene Mutter Katharina Frey, und jagt daß sie allen zum voraus ein recht herzliches „Bergelt's Gott!“ Namentlich aber ersucht er seine Hochw. Herren Confratres für die Verstorbene um ein Memento beim hl. Messopfer.

Straßburger Ferienpilgerzug nach Lourdes.

Vom 9. bis 19. August 1909.

Der diesjährige Straßburger Ferienpilgerzug fährt am 9. August von Straßburg nach Lourdes ab. Die Hinreise geht über Paris und Bordeaux, die Rückfahrt über Marseille und Lyon; in allen diesen Städten ist ein Aufenthalt von mehreren Stunden vorgesehen. In Lourdes selbst weilt der Zug vom 11. bis 16. August. Fahrtpreise: Billet III. Klasse: 60 Mf., Billet II. Klasse: 90 Mf., Billet I. Klasse 130 Mf. Anmeldungen oder einschlägige Anfragen sind zu richten an den Direktor des Straßburger Ferienpilgerzuges, Herrn L. Sig, geistl. Oberlehrer am Bischöfl. Gymnasium zu Straßburg i. Els., oder an Kaplan Pabst, Heimenkirch, bayer. Allgäu, der ebenfalls ausführliche Programme versendet.

Exerzitien für Frauen und Fräulein werden in der Missionsanstalt der St. Petrus Claver-Sodalität „Maria Sorg“ bei Salzburg unter Leitung des hochw. P. Emil Voltz, S. J., vom 27.—31. August d. J. abgehalten. Der tägliche Pensionspreis beträgt K 2.—, bei Einzelzimmer K 4.—. Anmeldungen werden rechtzeitig erbeten: An die Leiterin von „Maria Sorg“, Post Kasern bei Salzburg. Maria Sorg ist vom Bahnhofe in Salzburg per Einspänner in $\frac{3}{4}$ Stunden zu erreichen. Der erste Vortrag ist Freitag, den 27. August um 5 Uhr abends. Man bittet erst am Nachmittage des 27. einzutreffen.

Mariannhiller Kalender pro 1910.

Der Kalender ist überaus reich an interessanten Erzählungen und steht auch, was Bilderschmuck anbelangt, in der vorderen Reihe der katholischen Kalender. Von den vielen Bildern nennen wir nur die der Zentrums-Abgeordneten des bayer. Landtages, „das Erdbebengebiet in Italien mit Karte“. Von den Erzählungen seien genannt: „Die beiden feindlichen Höfe“; „Das letzte Goldstück“; „Eine Heldin“; „Unbarmherzigkeit“; „Die geheimnisvolle Schrift“; „Die letzte Nachtwache“; „Das letzte Gericht“; „Eine Episode aus dem Schwedenkrieg“.

Der Kalender ist von den im Bergkmeinrich angegebenen Vertretungen zu beziehen und kostet für Deutschland 50 Pfsg., für Österreich-Ungarn 60 Heller, für die Schweiz 65 cts.

Hilfs-Missionär der Mission Mariannhill ist jede Person, welche den **Mariannhiller Kalender pro 1910** verbreitet, weil der Reingewinn zur Ausbreitung des heiligen Glaubens unter den heidnischen Käffern bestimmt ist. Die Verbreiter unseres Mariannhiller Kalenders nehmen als Wohltäter unserer Mission Anteil an den zwei, oft drei hl. Messen, welche in der Abteikirche zu Mariannhill täglich für die Wohltäter gelesen werden.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.